

Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin

Scheve, Jan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Arbeitspapier / working paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scheve, J. (2014). *Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin*. (artec-paper, 202). Bremen: Universität Bremen, Forschungszentrum Nachhaltigkeit (artec). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58730-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin.

Jan Scheve

Das Forschungszentrum Nachhaltigkeit ist eine Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung der Universität Bremen. Es wurde 1989 zunächst als Forschungszentrum Arbeit und Technik (artec) gegründet. Seit Mitte der 90er Jahre werden Umweltprobleme und Umweltnormen in die artec-Forschung integriert. Das Forschungszentrum bündelt heute ein multi-disziplinäres Spektrum von – vorwiegend sozialwissenschaftlichen – Kompetenzen auf dem Gebiet der Nachhaltigkeitsforschung. „artec“ wird nach wie vor als ein Teil der Institutsbezeichnung beibehalten.

Das Forschungszentrum Nachhaltigkeit gibt in seiner Schriftenreihe „artec-paper“ in loser Folge Aufsätze und Vorträge von MitarbeiterInnen sowie ausgewählte Arbeitspapiere und Berichte von durchgeführten Forschungsprojekten heraus.

Impressum

Herausgeber:

Universität Bremen
artec Forschungszentrum Nachhaltigkeit
Postfach 33 04 40
28334 Bremen
Tel.: 0421 218 61800
Fax.: 0421 218 98 61800
Web: www.uni-bremen.de/artec

Kontakt:

Andrea Meier
E-Mail: andrea.meier@artec.uni-bremen.de

Vorwort

Städtische Zwischennutzungen stehen seit einiger Zeit im Fokus stadt- und kulturgeographischer Forschung. Sie können als Kristallisationspunkte von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen verstanden werden. Zumindest für begrenzte Zeit brechen hier etablierte Strukturen auf und es lassen sich im weiteren Sinne alternative Lebens- und Wirtschaftsweisen erproben und erleben. Dabei werden konkrete Fragen bezüglich Eigentum und Zugang zu öffentlichen Räumen, Kreativität und Ästhetik in der Stadt, sowie Partizipation an Planungen aufgeworfen, wie sie in den Debatten um Gentrifizierung und ein „Recht auf die Stadt“ konzeptionell formuliert worden sind. Besonderes Interesse finden in diesem Zusammenhang urbane Gartenprojekte, in denen Stadt und Natur, Konsum und Lebensstile, soziales Miteinander und Fragen der Ernährung thematisiert werden.

Jan Scheve präsentiert in diesem artec-paper eine gekürzte Version seiner Diplomarbeit, die 2012 am Geographischen Institut der Universität zu Köln entstand. Kern der Untersuchung ist die frühe Entwicklung eines Gemeinschaftsgartens auf dem Tempelhofer Feld in Berlin. Mittels Methoden der qualitativen Sozialforschung zeichnet er ein detailliertes Bild der Funktionsweise eines urbanen Gartenprojekts aus Sicht der Gärtner. Mit theoretischen Bezügen zu einem relationalen Raumverständnis und poststrukturalistischen Ansätzen charakterisiert der Autor den Garten als einen bedeutungs-offenen Ort, an dem verschiedene zum Teil konträre Vorstellungen von Ästhetik, Ernährung oder Gemeinschaft koexistieren könnten.

Dass diese Vorstellungen hier zeitlich noch vor der erfolgreichen Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Feld“ erschlossen werden, macht die Arbeit aus heutiger Sicht umso interessanter. Wenn auch nur die Anfänge der Protestbewegung gegen die geplante Randbebauung des Feldes skizziert werden, so macht die Arbeit doch verständlich, wie die vom Senat initiierte partizipative Stadtplanung durch den Garten eine Eigendynamik gewinnen konnte, die Pläne des Senats durchkreuzte, und letztlich in einen bemerkenswerten partizipativen Stadtentwicklungsprozess mündete. Dieser Prozess ist mit dem Volksentscheid im Mai 2014 noch nicht zum Ende gekommen. Wir freuen uns auch vor diesem Hintergrund, diese Arbeit einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Prof. Dr. Michael Flitner

(Sprecher des artec Forschungszentrum Nachhaltigkeit)

Jan Scheve ist aktuell Doktorand in der internationalen Graduiertenschule INTERCOAST und am artec Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen. Er forscht zu Klimawandel, 'managed retreat' und aktuellen Entwicklungen im Küstenmanagement in Deutschland, Neuseeland und England.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
1 Einleitung.....	6
1.1 „Endlich mal wirklich ein Platz, wo Platz ist“	6
1.2 Thema, Fragestellung und Aufbau der Arbeit	7
I Theoretischer Teil und geschichtlicher Kontext	11
2 Theoretisches Konzept	11
2.1 Neue Kulturgeographie, Sprache und ihr Raum.....	11
2.1.1 Neue Kulturgeographie und „eine generelle Dezentrierung des Blicks“	11
2.1.2 Absoluter und relativer Raumbegriff.....	12
2.1.3 Relationaler Raum und Ort als Ereignis.....	15
2.1.4 Raum als „Element der Praxis“	16
2.2 Temporäre öffentliche Räume	19
2.2.1 Temporalität	19
2.2.2 Öffentlichkeit.....	21
2.3 Vergemeinschaftung als ortsgebundener Prozess	21
3 Geschichtlicher Kontext	26
3.1 Der Kontext des Gemeinschaftsgartens auf dem Tempelhofer Feld	26
3.1.1 Eine kurze Geschichte des Tempelhofer Feldes	27
3.1.2 Das Allmende Kontor als Pionierprojekt einer partizipativen Stadtplanung	30
3.2 Urbane Gärten.....	33
3.2.1 Armen-, Schreber- und Kleingärten in Deutschland.....	34
3.2.2 Community-Garden Bewegung in den USA.....	37
3.2.3 Gemeinschaftsgärten heute	38
II Empirischer Teil und Diskussion	43
4 Deutungen des Gartens	43
4.1 Ort des sozialen Kontaktes	44
4.1.1 Kontakte knüpfen, Beschäftigung und Freizeit	45
4.1.2 Toleranz, Integration und gefühlte Sicherheit	49
4.1.3 Vorstellungen von Gemeinschaft	50
4.1.4 Grenzen der Gemeinschaft.....	53

4.2	Ort der Naturerfahrung, guten Ernährung und kreativen Gestaltung	55
4.2.1	Wachstum erfahren und gute Ernährung	56
4.2.2	Gestalten und Lernen	60
4.2.3	Kreativität und Ästhetik.....	61
4.2.4	Naturholz oder Spanplatte?	63
4.3	Ort des Protests und anderen Denkens	65
4.3.1	Konsumkritik und anderes Wirtschaften.....	66
4.3.2	Kritik an geplanter Randbebauung.....	67
4.3.3	Der Garten als Beginn einer urbanen landwirtschaftlichen Revolution?.....	69
4.3.4	Wer protestiert wogegen?	70
4.4	Zwischenfazit.....	71
5	Offenheit, Regeln und Grenzen	72
5.1	Soziale Offenheit und Regeln	73
5.2	Grenzen, Öffentlichkeit und Individualität.....	76
5.3	Verantwortung und Selbstorganisation der Gärtner	80
6	Fazit	83
7	Anhang.....	86
7.1	Literaturverzeichnis.....	86
7.2	Abbildungen	96

1 Einleitung

1.1 „Endlich mal wirklich ein Platz, wo Platz ist“

Seitdem Thomas in dem Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor Moos, Kürbisse und Kapuzinerkresse anpflanzt, ist er fast täglich dort.¹ Er wohnt in unmittelbarer Nachbarschaft in einer kleinen Wohnung ohne Garten oder Balkon. Der Garten bietet ihm die Möglichkeit, sich mit anderen Gärtnern² zu treffen, Menschen aus seiner Nachbarschaft kennen zu lernen und mitten in der Stadt ein Stück Natur zu genießen. Thomas ist einer von mehreren hundert Gärtnern, die im Sommer 2011 auf einer Fläche von 5000 Quadratmetern den Gemeinschaftsgarten geschaffen haben. Mittlerweile besteht er aus über 280 Einzelbeeten. 13 Aktivisten organisieren das sogenannte „Pionierprojekt“, das im Rahmen einer von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung initiierten Zwischennutzung auf dem Tempelhofer Feld ermöglicht wurde. Der Garten befindet sich auf der Ostseite des noch bis 2008 genutzten und seit 2010 für die Öffentlichkeit zugänglichen ehemaligen Flughafens Tempelhof. Diese unbebaute Fläche wird zurzeit für verschiedene Freizeitaktivitäten genutzt und ist mit fast vier Quadratkilometern die „größte innerstädtische Wiese Europas“ (Der Tagesspiegel 2010). „Endlich mal wirklich ein Platz, wo Platz ist“, sagt Thomas (Interview Thomas).

Aber Thomas' Aussage, der Garten sei „ein Platz, wo Platz ist“, beschreibt nicht nur die räumliche Weite des Feldes, die Einfluss auf die Atmosphäre des Gartens hat. Der „Platz“ steht auch für die vielen Themen und Vorstellungen, die im Garten verhandelt und mit ihm in Verbindung gebracht werden, sowie die verschiedenen Praktiken und Handlungsmöglichkeiten, die den Ort prägen. Die Hochbeete sind vielfältig in ihrer Gestaltung und Bepflanzung. Thomas Nachbargärtner verwenden alte Kinderwagen oder kaputte Badewannen und haben die Baumaterialien für die Beete teilweise auf der Straße gefunden. Sie pflanzen Gemüse, Kräuter und Blumen an. Der Ort zieht neben den Gärtnern auch Passanten, Künstler, Wissenschaftler und Journalisten an. Dabei ist der Garten nicht immer nur Garten. Als die Schweizer Band „We invented Paris“ im Oktober 2011 hier ein Musikvideo drehte, versammelten sich Zuschauer zwischen den Hochbeeten und der Garten wurde zu einer Bühne.³ Zudem kommen regelmäßig Journalisten und nutzen den Garten als Ort der Recherche für Beiträge über Stadtentwicklung oder nachhaltige Gemeinschaftsprojekte. Dabei werden die Gärtner zu gefragten Interviewpartnern. Auch Thomas wurde für einen Radiobeitrag und ein schwedisches

¹ Alle Namen meiner Interviewpartner wurden geändert. Ich bedanke mich bei allen beteiligten GärtnerInnen für die Gespräche und ihre geteilten Eindrücke.

² Im Folgenden verwende ich aus Gründen besserer Lesbarkeit lediglich die männliche Form für die Bezeichnung von Gruppen. Dabei sind jedoch stets Männer und Frauen gleichermaßen gemeint.

³ Das Video ist im Internet abrufbar: http://de-de.facebook.com/permalink.php?story_fbid=146597715445372&id=226494657419269

Magazin befragt. Passanten nutzen den Garten als Ruheort, Fotokulisse oder für Picknicks. All diese sozialen Praktiken und Aushandlungsprozesse haben Einfluss auf die Bedeutung des Ortes und sind für meine Betrachtungen relevant.

Mein Interesse für den Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor entstand, nachdem ich einige Zeit selbst ein Hochbeet im Garten betrieben hatte und eigene Erfahrungen mit der Vielfalt der Motive und Praktiken seiner Nutzer sammeln konnte. Mich faszinierte, dass in kurzer Zeit auf freiem Feld ein neuer sozialer Ort entstehen konnte, der durch so viele verschiedene Einflüsse geprägt wird. Daher entschloss ich mich, diesen Ort als Gegenstand für meine Abschlussarbeit zu wählen.

1.2 Thema, Fragestellung und Aufbau der Arbeit

In Deutschland wächst die Zahl urbaner Gärten und mit ihr steigt auch das öffentliche Interesse.⁴ Eine Fülle von Berichten im Fernsehen (ZDF-Nachtstudio 2012; 3sat Kulturzeit 2012), im Radio (Deutschlandfunk 2011; DRadio Wissen 2011) und in Zeitungen (Spiegel Online 2010; Frankfurter Allgemeine Zeitung 2011; Die Zeit 2012b) beschäftigt sich mit diesem Phänomen.⁵ Die Berichte unterscheiden sich in ihrer Deutung der Gärten und bringen sie mit einer Vielzahl von Themen in Verbindung. So wachse bei vielen Menschen durch die Digitalisierung des Alltagslebens das Bedürfnis, Dinge mit den eigenen Händen zu gestalten und durch den Anbau von Gemüse „den Rhythmus der Jahreszeiten“ (Die Zeit 2012a) neu zu erfahren. Ebenso setze man sich in den Gärten mit ökologischer Lebensmittelherstellung, Umweltschutz und einer bewussten Ernährung auseinander. Es wachse das Verständnis für politische Selbstbestimmung und es würden „Fragen zur Stadtentwicklung oder der Einbindung von benachteiligten Bevölkerungsgruppen“ (Süddeutsche Zeitung 2011) verhandelt. Zudem gehe es darum, soziale Kontakte zu knüpfen und Dinge zu teilen (Der Tagesspiegel 2012).

Auch eine Reihe wissenschaftlicher Studien beschäftigt sich mit urbanen Gärten und hebt verschiedene Aspekte hervor. So seien die Gärten Orte der Integration und der Interkulturalität (MÜLLER 2002), oder pädagogisch wertvolle „grüne Lernorte“ (MADLENER 2009). Auch könnten urbane Gärten zur Bekämpfung des wachsenden Problems der Ernährungsunsicherheit beitragen (CORRIGAN 2011), und hätten das Potential, als treibende Kraft für eine nachhaltige Regionalentwicklung zu wirken (STOCKER & BARNETT 1998). Andere Studien stellen in verschiedenen Kontexten den konfliktreichen Streit um das Recht auf Nutzung des öffentlichen Raumes in den Vordergrund (SCHMELZKOPF 1995; STAEHELI et al. 2002; SMITH & KURTZ 2003). In stärker auf das Individuum fokussierten Studien wird die

⁴ Für eine Übersicht urbaner Gärten in Deutschland siehe www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick.

⁵ Diese Auswahl an Berichten ist stark beschränkt. Für einen umfassenderen Pressespiegel zum Thema urbaner Gärten siehe www.stiftung-interkultur.de/medienecho-stiftung-interkultur oder www.prinzessinnengarten.net/presse.

Ausbildung von sozialen Netzwerken und von Sozialkapital untersucht (GLOVER 2004), bzw. das Gärtnern als verkörperte Praktik eines nachhaltigen Lebensstils verstanden (TURNER 2011). Viele Studien heben das urbane Umfeld und die gemeinschaftliche Organisationsweise für die Bedeutung der Gärten hervor. Speziell über das Allmende Kontor gibt es aufgrund seiner kurzen Existenzdauer bisher keine publizierten wissenschaftlichen Studien, allerdings wurde das Projekt in einer Reihe von Medienberichten vorgestellt (Berliner Morgenpost 2011; Der Tagesspiegel 2011; Süddeutsche Zeitung Magazin 2012; taz - Die Tageszeitung 2012). Am 17. Juli 2012 besuchte die Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Ilse Aigner, das Allmende Kontor.

Bereits dieser kurze Überblick macht die Fülle von Themen deutlich, die mit urbanen Gärten in Verbindung gebracht wird. Es ist jedoch problematisch, all jene Deutungen zu verallgemeinern und auf alle Gärten zu übertragen. So ist es fraglich, ob man urbane Gärten grundsätzlich als nachhaltige, politische oder gesellschaftskritische Orte bezeichnen kann. Vielmehr sollte die Vielfalt der von Medienberichten oder wissenschaftlichen Studien in die Gärten hineingelesenen Deutungen bei der Betrachtung einzelner Beispiele kritisch hinterfragt werden. Denn jedes einzelne Gartenprojekt wird durch konkrete Aushandlungsprozesse der beteiligten Gärtner vor Ort geprägt. Auch im Allmende Kontor konstituiert sich die Bedeutung des Ortes durch die sozialen Praktiken und sinnstiftenden Interpretations- und Aushandlungsprozesse der Menschen, die den Ort nutzen und mitgestalten. Demnach wird im Folgenden mit Hilfe eines interpretativen Methodenansatzes ein Verständnis für den Garten „von innen heraus“ (FLICK et al. 2008: 14) entwickelt, und die von den Gärtnern vor Ort verhandelten Ziele, Wünsche und Vorstellungen stehen im Fokus der Untersuchung. Dabei sucht die Arbeit Anschluss an Konzepten der Raumtheorie, der Neuen Kulturgeographie und der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung. Sie verschreibt sich dem übergeordneten Ziel, neue urbane Phänomene und die soziale Veränderung städtischen Zusammenlebens zu verstehen. Die leitenden Forschungsfragen sind dabei: Durch welche sinnstiftenden Prozesse konstituiert sich die Bedeutung des Gartens? Wie imaginieren, beschreiben und praktizieren die Gärtner den Ort? Welche Themen, Ideen und Wünsche werden von den Gärtnern verhandelt und prägen den Ort? Welche Rolle spielen dabei Vorstellungen von Gemeinschaft?

Für eine Annäherung an diese Forschungsfragen bedarf es der Einführung und Diskussion theoretischer und methodischer Begriffe und Konzepte, sowie der geschichtlichen Kontextualisierung der räumlichen Umgebung des Gartens. Daraus ergibt sich folgender Aufbau der Arbeit. Kapitel 2 beginnt mit einer an die Neue Kulturgeographie (Kapitel 2.1.1) angelehnten kritischen Diskussion verschiedener Orts- und Raumbegriffe (2.1.2). Dieser Diskussion folgt die Einführung eines relationalen Raumverständnisses und seinen verschiedenen Auswirkungen auf die Konzeptualisierung des Ortsbegriffs (2.1.3). Demnach kann ein Ort, wie etwa das Allmende Kontor, als eine ereignishafte Ansammlung

bisher unverbundener Prozesse und sozialer Praktiken verstanden werden, die in ihrer Entwicklung stetig neuen Verhandlungen unterworfen, und somit bedeutungsoffen ist. Der Ort ist ein Aufeinandertreffen von Relationen, wobei lokale Entwicklungen im angrenzenden Schillerkiez ebenso wie globale Themen Auswirkungen auf den Ort haben können. Darauf aufbauend wird der Rolle der Sprache und der Erfahrung der eigenen Körperlichkeit für die sinnhafte Konstitution des Ortes nachgegangen (2.1.4). Die Bedeutung der Temporalität und der Öffentlichkeit wird für den Garten beleuchtet (2.2). Abschließend wird der für das Projekt wichtige Gemeinschaftsbegriff kritisch diskutiert und das Konzept der Vergemeinschaftung vorgeschlagen (2.3). Dabei ist MASSEYS Begriff der „thrown-togetherness“ (2005: 140) hilfreich, um das Zusammengeworfen-Sein der Gärtner an einem Ort, und das nicht immer konfliktfreie Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Vorstellungen zu fassen, die vor Ort verhandelt werden.

Kapitel 3 gibt einen kurzen Einblick in die Geschichte des Tempelhofer Feldes. Dabei gilt es zu klären, welche vergangenen Entwicklungen heute noch Auswirkungen auf den Ort haben, an dem der Garten entstanden ist (3.1.1), und in welche aktuellen Prozesse der Garten in der von der Senatsverwaltung eingeleiteten Zwischennutzung dieser Brachfläche verwickelt ist (3.1.2). In einem nächsten Schritt werden die Anfänge und die weitere Entwicklung urbaner Gärten aufgezeigt. Dabei stehen zuerst die Armen- und Kleingärten, sowie deren geschichtlicher Entwicklungszusammenhang im 19. Jahrhundert, im Fokus (3.2.1). Die Gemeinschaftsgärten, und damit auch das Allmende Kontor, orientieren sich jedoch ideell und organisatorisch stärker an der *community-garden* Bewegung, die in den 1970er Jahren in den USA entstand (3.2.2). Die *community-garden* Bewegung fungiert als Referenzpunkt für verschiedene neue Gemeinschaftsgärten in Deutschland, die umfassende mediale Aufmerksamkeit erlangt haben und sich von den Klein- und Schrebergärten abzugrenzen versuchen. Die thematische Vielfalt dieser Gärten und die (Un-)Möglichkeit ihrer Abgrenzung zu den Kleingärten werden abschließend thematisiert (3.2.3).

Im Anschluss folgen der empirische Teil der Arbeit und die Diskussion der Ergebnisse. Kapitel 4 beschäftigt sich mit den Deutungen des Gartens durch die Gärtner, die in drei thematische Blöcke gefasst werden. So wird der Garten als ein „Ort des sozialen Kontaktes“, als ein „Ort der Naturerfahrung, guten Ernährung und kreativen Gestaltung“, sowie als „Ort des Protests und anderen Denkens“ diskutiert. Zu jedem dieser drei Themenkomplexe wird in einem abschließenden Unterkapitel die Ambivalenz der Aushandlung aufgezeigt, indem abweichende Meinungen oder Streitpunkte verschiedener Gärtnern dargestellt und diskutiert werden. So zeigt sich, dass diese Deutungen nicht unumstritten und einem stetigen Wandel unterworfen sind. Kapitel 4 endet mit einem Zwischenfazit. In Kapitel 5 werden verschiedene Aspekte der Offenheit des Gartens thematisiert, die u. a. in Zusammenhang mit seiner Größe und Ästhetik, der kurzen Existenzdauer des Projektes, und der räumli-

chen Lage auf dem Feld stehen. Zudem wird gefragt, wie sich der Garten verändert, ob die Institutionalisierung von Regeln und die Verstetigung sozialer Beziehungen Auswirkungen auf die Erfahrung des Ortes und die von den Gärtnern beschriebene Offenheit hat, und ob diese Veränderungen zu einer Neubildung oder Verschiebung von physischen und sozialen Grenzen führt.

I Theoretischer Teil und geschichtlicher Kontext

2 Theoretisches Konzept

„Human geography is the study of places“ (CRESSWELL 2004: 1). Diesem Ausspruch folgend wird in Anschluss an die Neue Kulturgeographie (Kapitel 2.1.1) die räumliche und soziale Konstitution eines konkreten Ortes empirisch und anhand theoretischer Überlegungen erforscht. Zur Begründung, weshalb der Gemeinschaftsgarten als Ort verstanden werden kann, wird zunächst ein einführender Zugang zu den Begrifflichkeiten Ort und Raum anhand einer kritischen Diskussion des absoluten und relativen Raumbegriffs in seiner historischen Dimension entwickelt (2.1.2). Aufgrund der sich daraus ergebenden Problematik der Begriffe wird in Anschluss an einen *relational turn* (JONES 2009) ein relationales Raumverständnis vorgeschlagen (2.1.3) und die Vorstellung von Raum als ein „Element der Praxis“ (WERLEN 2010a: 15) diskutiert, wobei der Bedeutung der Sprache für die Konstitution des Sozialen an diesem Ort ein besonderer Wert beigemessen wird (2.1.4). Des Weiteren wird auf die Besonderheit der Temporalität und der Öffentlichkeit des Gartens eingegangen (2.2). Neben dem Heranschaffen von Material, dem Bauen von Beeten, dem Anpflanzen von Blumen und Gemüse, dem Austauschen von Ideen, Saatgut und guten Wünschen ist eine Fülle sozialer Praktiken für den Ort konstitutiv, die in vielfacher Form aufeinander bezogen sind und als Vergemeinschaftungsprozesse diskutiert werden, wobei dem eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsbegriff vorausgeht (2.3).

2.1 Neue Kulturgeographie, Sprache und ihr Raum

2.1.1 Neue Kulturgeographie und „eine generelle Dezentrierung des Blicks“

Die Neue Kulturgeographie, wie sie in der deutschsprachigen Geographie seit etwa einem Jahrzehnt verstärkt diskutiert wird, ist weniger eine neue Subdisziplin der Geographie, noch ein spezifisches inhaltlich abgestecktes Feld, sondern vor allem eine nicht immer einheitliche *Forschungsperspektive* (LIPPUNER 2005), der es um „eine generelle Dezentrierung des Blicks“ (GEBHARDT et al. 2007: 13) geht, und die man als einen speziellen „Modus des Redens über Gegenstände“ (ebd.: 14) verstehen kann. Diese Perspektive ergibt sich aus einer Diskussion erkenntnistheoretischer Fragen, zahlreichen Bezügen und Re-interpretationen zu Entwicklungen in der Sozial- oder Kulturtheorie nach dem *cultural turn*, sowie einer bewussten Akzeptanz vielfältiger parallel existierender Paradigmen. Viele Arbeiten der Neuen Kulturgeographie teilen eine anti-essentialistische und konstruktivistische Perspektive und rekurren u. a. auf die anglo-amerikanische *new cultural geography*, bzw. französische Kulturtheoretiker und Philosophen wie Foucault, Bourdieu, Derrida, Latour, Deleuze, Lefebvre etc., und somit

auf Ansätze und Methoden des Poststrukturalismus, der Praxis-, Diskurs- und Akteur-Netzwerk-Theorie. Dabei wird der Sprache eine besondere Bedeutung in der sinnhaften Konstitution des Sozialen beigemessen (GLASZE & PÜTZ 2007).

Diese veränderte Perspektive geht einher mit einem anti-essentialistischen Verständnis von Kultur, welches das Konzept einer Hoch- oder Mehrheitskultur als ein „regional gebundener, historisch geprägter, allenfalls längerfristig wandelbarer und insofern eher statischer Bezugsrahmen des menschlichen Handelns“ (BLOTEVOGEL 2003: 9–10) ablehnt (vgl. auch SOYEZ 2003). Die Neue Kulturgeographie kritisiert die Vorstellung von Kultur als etwas „Superorganisches“ (vgl. ZELINSKY 1973), eine über allem schwebende Essenz mit ontologischem Status, die dem Handeln der Individuen vorausgeht und dieses determiniert (DUNCAN 1980). Somit werden keine Kulturen im Sinne einer räumlich gebundenen Lebensart untersucht (z. B. die Kultur der Deutschen oder der Türken), sondern Kultur kann als ein sich stetig wandelndes Bedeutungs- oder Zeichensystem verstanden werden, wobei das Prozesshafte, die zeitliche Dynamik und der umstrittene Charakter kultureller Praktiken betont wird (DUNCAN 1990: 15). Die Neue Kulturgeographie widmet sich der Vielzahl alltäglicher sozialer Prozesse und Praktiken der Sinnbildung und Bedeutungszuweisung, den diskursiven Ein- und Ausgrenzungen und sozialen Machtasymmetrien, wobei die Konstruiertheit, Kontingenz und Wandelbarkeit sozial-räumlicher Phänomene betont wird. Es wird angenommen,

dass Geographien Bestandteile einer sozial konstruierten Wirklichkeit sind und von sozialen Akteuren im Modus von Bedeutungen produziert und reproduziert werden. Dementsprechend richtet sich das Augenmerk (...) auf Bedeutungspraktiken und Sinnzuweisungen, mit denen soziale Akteure die Welt für sich und für andere verstehbar machen (LIPPUNER 2005: 1).

Bei der Untersuchung der Sinnhaftigkeit dieser Geographien kommt den Begriffen Raum und Ort eine wichtige Rolle zu. So hat MASSEY (1994b; 2004) gezeigt, dass die Art der Konzeptualisierung des Raumbegriffs entscheidend für unser Verständnis der sozialen Welt sei (vgl. CALLARD 2005: 219). Im Folgenden wird deshalb ein knapper Einblick in die ideengeschichtliche Entwicklung dieser Begrifflichkeiten gegeben, um anhand dieser Diskussion einen relationalen Raumbegriff zu entwickeln und daraufhin Raum als ein „Element der Praxis“ (WERLEN 2010a: 15) fassbar zu machen.

2.1.2 Absoluter und relativer Raumbegriff

Es gibt eine Fülle unterschiedlicher Raumkonzepte in den Wissenschaften und der Alltagssprache. GOSZTONYI (1976) zählt 29 verschiedene Ansätze, die jedoch vereinfacht in eine absolute und eine relative Tradition unterschieden werden können (vgl. auch PRIES 2008: 87). Eine philosophiegeschichtliche Betrachtung zeigt, dass Vorstellungen von Räumlichkeit und somit auch die wissenschaftliche Begriffsbildung immer auch an gesellschaftliche Veränderungen gebunden waren (vgl.

GÜNZEL 2005; WARF 2009: 4–5). Im wissenschaftlichen Kontext kommt es infolge eines selektiven Re-kurses auf die vor allem von der Philosophie und Physik geprägten Raumbegriffe zu einer stetigen Verschiebung der Bedeutung. Löw betont, dass die Versuche, Raum zu fassen, auf „Vorannahmen aufbauen, die nicht soziologischen, sondern philosophischen und physikalischen Kontexten entstammen. (...) Das heißt, auch ein soziologischer Raumbegriff kann nicht außerhalb philosophischer/physikalischer Denktraditionen entwickelt werden“ (Löw 2001: 19–20). Diese Feststellung lässt sich ebenso auf die Geographie übertragen, die traditionell als *die* Raumwissenschaft verstanden wird (LÄPPLE 1992: 167), und in ihrer Geschichte eine Vielzahl konkurrierender Raumansätze verfolgt hat.

Die Vorstellung eines absoluten und eines relativen Raumes ist zunächst eine philosophische Grund-satzfrage, und wird in der Regel mit Isaac Newton und Gottfried Wilhelm Leibniz in Verbindung ge-bracht, wobei sich diese Ansätze „vor allem in der Einschätzung des Verhältnisses von Materie und Raum“ (Löw 2001: 17) unterscheiden. Während absolute Ansätze „einen Dualismus annehmen, d. h. es existieren ihnen zufolge Raum *und* Körper, sind relativistische Traditionen der Auffassung, dass Raum sich aus der Struktur der relativen Lagen der Körper ergibt“ (ebd.). Ein absoluter oder Behälter-Raum existiert demnach unabhängig von seinem Inhalt, wobei der Raum an sich leer ist und Objekte und Prozesse hierin lokalisiert sind. Dem Raum wird entweder „eine eigene Realität jenseits des Handelns, der Körper oder der Menschen zugeschrieben“ (ebd.: 63), oder er wird als ein unumgängli-cher, allen sozialen und materiellen Prozessen vorausgehender und alles umschließender Container verstanden. Dieser absolute Raumbegriff ist *per se* starr und unveränderlich, der Grund aller Existenz, und lange Zeit in der Physik für die Erklärung von universalen Naturgesetzen unumgänglich. Ein rela-tives Verständnis deutet Raum als aus Verbindungen von Objekten und Ereignissen bestehend. Raum ist somit relativ zu den Objekten, die die räumliche Struktur erst erschaffen (GREGORY 2000: 768). „Die Beziehungen zwischen Objekten werden nicht im Raum und in der Zeit sichtbar, es sind vielmehr diese Beziehungen selbst, die Raum und Zeit schaffen und definieren“ (MASSEY 2007: 126). Ein relati-ver Raum besitzt somit keine eigenmächtige Existenz unabhängig von der in einem Verhältnis zuei-nander befindlichen und aufeinander bezogenen Lage von Objekten und Prozessen.

Es ist jedoch vor allem der absolute Behälterbegriff, der mit seiner naturwissenschaftlichen Prägung weitreichende Folgen für die Konzeptualisierung von Raum hat und häufig implizit Anwendung in den Sozial- und Kulturwissenschaften findet (LÄPPLE 1992). Doch gerade diese Verquickung von Konzepten bringt zahlreiche Probleme mit sich. So warnt WERLEN davor, in der Sozial- und Kulturgeographie ei-nen gegenständlichen Raum als Objekt untersuchen zu wollen. Eine Vermengung von sozial- und naturwissenschaftlichen Vokabularen müsse vermieden werden, da eine sozialwissenschaftliche For-schung erst gelingen könne,

wenn die Begrifflichkeit auf den Forschungsbereich ‚Gesellschaft‘ abgestimmt wird. Und leistungsfähige Gesellschaftsforschung hat sich mit Gegebenheiten und Prozessen zu befassen, welche der Konstitution von Gesellschaft zugrunde liegen. Will man den hochproblematischen Konsequenzen eines kruden Geodeterminismus aus dem Wege gehen, kann dies nicht ‚Raum‘ sein, sondern das, was die gesellschaftliche Wirklichkeit als sinnhafte Wirklichkeit herstellt: die sozialen Praktiken (WERLEN 2010a: 293).

Probleme absoluter Raumansätze liegen u. a. in der Gefahr einer Hypostasierung von semantischen Raumbildern (LOSSAU 2007: 67), in einem einseitigen kausalen Erklärungsmuster Raum-wirkt-auf-Gesellschaft⁶ und in der Schwierigkeit, räumliche Veränderungen und deren ambivalente soziale Bedeutung nachzuvollziehen. So zeigt Löw: „Eine absolutistische Argumentation (...) kann die Herausbildung unterschiedlicher Räume, die Bewegtheit räumlicher Anordnungen und Ableitung von Raum aus dem Handeln nicht erfassen“ (2001: 112). Für WERLEN folgt hieraus die zuerst nicht leicht verständliche Einsicht, Raum sei „dinglich ein Nichts“ (2010b: 264), wobei sich dies eben auf den absoluten, allumfassenden Raum bezieht, dessen Relevanz er für die Sozialwissenschaften zurückweist.

Dieser Standpunkt kann jedoch nicht bedeuten, Menschen könnten Räume nicht sinnlich und körperlich wahrnehmen. Vielmehr muss es darum gehen, dass Menschen nicht *den* Raum im Sinne einer allumfassenden Essenz, bzw. einer rein physikalischen Voraussetzung, sondern eben viele verschiedene sozial konstituierte Räume erfahren, die abhängig von unterschiedlichen Machtkonstellationen und Vorerfahrungen in sehr ungleichem Wahrnehmen resultieren. Es ist somit missverständlich davon auszugehen, dass soziale Prozesse in einem physischen Raum stattfinden, der mittels naturwissenschaftlicher Begrifflichkeiten erfasst und dem determinierende Eigenschaften zugeschrieben werden könnten. So merken LOSSAU & LIPPUNER an: „Physische Distanzen und Orte im physischen Raum können in sozialer Hinsicht (...) alles Mögliche oder auch gar nichts bedeuten“ (2004: 206). Raum kann nicht ein dem Sozialen vorgängiges *Apriori* sein, in das sich soziale Prozesse einschreiben, bzw. dass das Soziale determiniert. Es muss einer konstruktivistischen Kulturgeographie um das sprachlich, materiell und körperlich bedingte alltägliche „Geographie-Machen“ (WERLEN 2010b: 263) gehen. Bevor jedoch auf den Zusammenhang von sozialen Praktiken und der sinnhaften Produktion sozialer Räume eingegangen werden kann (2.1.4), wird im Folgenden ein relationaler Raumansatz vorgestellt, der auf einem relativen Verständnis aufbauend die Offenheit, Prozesshaftigkeit und Wechselwirkung von Räumen betont.

⁶ Man denke an geodeterministische Vorurteile, bestimmte Kulturen hätten aufgrund der naturräumlichen Ausstattung diese oder jene Merkmale entwickelt; etwa (DIAMOND 2006). Auch ist die Vorstellung problematisch, bestimmte Kulturen seien verortbar, d. h. Raum und Kultur seien untrennbar miteinander verbunden (BLOTEVOGEL 2003: 11). Nach dieser Vorstellung wird Raum zum Repräsentanten bestimmter kultureller Arrangements, wie etwa in der Kulturkreislehre (KOLB 1962) oder in einem „Kampf der Kulturen“ (HUNTINGTON 1993).

2.1.3 Relationaler Raum und Ort als Ereignis

Ein relationales Raumverständnis hebt die Unterscheidung von Raum, Objekt und Prozess auf und weist auf die Offenheit und Wechselbeziehung der Raum*produktion* hin.

Space does not exist as an entity in and of itself, over and above material objects and their spatiotemporal relations and extensions. In short, objects *are* space, space *is* objects, and moreover objects can be understood *only* in relation to other objects – with all this being a perpetual becoming of heterogeneous networks and events that connect internal spatio-temporal relations (JONES 2009: 491).

Beachtenswert für dieses Raumverständnis sind die Arbeiten von MASSEY (1994b; 2006; 2007), die Begrifflichkeiten für ein verzahntes Denken von Raum, Ort und Zeit elaboriert darlegt. MASSEY versteht Raum (i) als ein Produkt von Wechselbeziehungen und Interaktionen, (ii) als die Möglichkeit der zeitgleichen Existenz von Vielheit, in der verschiedenartige Entwicklungslinien (*trajectories*) oder *stories-so-far* koexistieren, und (iii) als ein stetiges ereignishaftes Werden, das niemals abgeschlossen sein kann (MASSEY 2005: 9). Raum ist die Dimension des Sozialen, der zeitgleichen Koexistenz des Anderen, wohingegen Zeit die Dimension der Veränderung ist. Raum und Zeit müssten zusammen gedacht werden, denn „Raum ist weder statisch noch ist Zeit raumlos“ (MASSEY 2007: 127). Da sich zeitlicher Wandel immer räumlich, und räumliche Verbindungen nur zeitlich ereignen könnten, ist Raum ein stetiges Werden und *per se* offen.⁷ Somit ist jeder Raum, vom Körperraum bis hin zum globalen Raum, unabhängig von seiner Größe, das Ergebnis einer Vielzahl sich wandelnder Wechselwirkungen und Einflüsse, die einer stetigen Re-Konstruktion bedarf. Dieser alternative Ansatz, Raum zu denken, hat Auswirkungen auf das Verständnis konkreter Orte.

MASSEY kritisiert die Gegenüberstellung von Raum und Ort und betont die Dringlichkeit, diese Konzepte zusammen zu denken. Ihr geht es um die Überwindung der sich gegenseitig ausschließenden Vorstellungen von Raum als abstrakt, modern und global, und Ort als gelebt, traditionell und lokal (vgl. auch AGNEW 2005). Sie wendet sich gegen eine Konzeption von Ort, die diesem eine kollektive Identität, statische Grenzen und eine Vorstellung von Verwurzelung zuschreiben würde. Das Spezifische eines Ortes, wobei MASSEY diesen als ein Ereignis⁸ versteht, sei das Zusammenkommen des bisher Unverbundenen „in a wider relational space - a particular point in the wider intersection of social relations“ (MASSEY & THRIFT 2003: 281). Sie prägt den Begriff der „throwntogetherness“ (MASSEY 2005:

⁷ MASSEY gibt trotz ihrer Betonung der Wandelbarkeit von Räumen zu bedenken: „Certain relational geometries can ‚freeze‘ space - indeed this may be one definition of power“ (MASSEY & THRIFT 2003: 292). Räumliche Arrangements könnten trotz ihrer ontologischen Offenheit Bewegungen unterbinden oder Menschen unterdrücken, „but even they must struggle to stay still. They suffer constant encroachment and mutation as they co-evolve with other geometries, creating new ‚assemblages‘“ (ebd.). Selbst Räume der gewollten Unveränderlichkeit (Gefängnisse, Staatsgrenzen o.ä.) unterliegen stetigen, wenn auch teilweise unmerklichen Veränderungen und sind somit ein Werden von einem sich stetig erneuernden und verändernden Zusammentreffen einer Vielzahl von Entwicklungslinien.

⁸ Für eine Erklärung des Ereignis-Begriffs siehe DOEL (1996: 425).

140), um die unvermeidbare Herausforderung der Verhandlung eines Hier-und-Jetzt an einem Ort verständlich zu machen. Orte seien praktizierte Ereignisse, oder auch „gatherings of habitual practices that are necessarily attached to particular locations“ (MASSEY & THRIFT 2003: 295), die auf steter Verhandlung von verschiedenen sich kreuzenden Entwicklungslinien beruhen, die nahen oder entfernten Ursprungs sind und ebenso unterschiedliche Reichweite haben können. Zudem erzwingen Orte in unterschiedlichem Maße ein Sich-auseinandersetzen-müssen-mit-anderen. MASSEY beschreibt Orte auch als eine „arena where negotiation is forced upon us“ (2005: 154). Diese Konzeption von Ort soll in der weiteren Analyse des Gemeinschaftsgartens Anwendung finden.

Dieses relationale Verständnis folgt dem Versuch, ein Denken in Essenzen zu überwinden, die Offenheit sozial-räumlicher Entwicklungen hervorzuheben, und Versuche einer Fixierung von Bedeutung im Raum zu entkräften. Der Fokus auf den Verbindungen zwischen Dingen (Orten, Menschen, Gegenständen) erlaubt, nicht die Dinge selbst als Essenzen zu begreifen, sondern ihre Dispositionen aus den Verbindungen zum jeweils Anderen zu verstehen. Eine Relation ist dabei die Verbindung zu einem Anderen, ein Dazwischen. Durch multiple Verbindungen zum jeweils Anderen sind Dinge eine Vielheit, ein nicht abgeschlossenes Beziehen auf Anderes und ein stetiges Werden. Konkrete Orte wie der Gemeinschaftsgarten können nach diesem Verständnis (i) als Ereignis bzw. Produkt einer Vielzahl sozialer und materieller Prozesse verschiedenster geschichtlicher und räumlicher Herkunft und Reichweite verstanden werden, und zeichnen sich (ii) durch die Überschneidung und Ansammlung bisher unverbundener Prozesse und Entwicklungslinien aus (ebenso wie durch nicht zustande gekommene Verbindungen), die (iii) in ihrer Entwicklung offen sind und durch Aushandlungsprozesse stetig neu entstehen.

2.1.4 Raum als „Element der Praxis“

WERLEN betont die Notwendigkeit, die Konstitution von Räumen als einen sozialen Prozess zu verstehen. Er fordert eine Verlagerung der Perspektive von der Untersuchung „des Raums“ hin zu „der Erforschung jener Praktiken, über die geographische Wirklichkeiten produziert werden“ (WERLEN 2010a: 7). Die Dichotomie von Raum und Gesellschaft müsse überwunden, und Raum als „Element der Praxis“ (ebd.: 15) verstanden werden. Als methodologische Konsequenz ergebe sich daraus, dass jene geographischen Wirklichkeiten „als sprachlich zu erschließende - und nur so erschließbare - Wirklichkeiten verstanden“ (ebd.: 7) würden. In diesem Sinne können die sozialen Praktiken der Gärtner als konstituierend für die Sinnhaftigkeit des Gartens gesehen werden. Die Materialität des Gartens, die Beschaffenheit der Beete, die Weite des Feldes usw. werden nicht als bedeutungsvoll an sich verstanden, sondern erlangen ihren Sinn in der verorteten Aushandlung von Deutungen und Interpretationen der Gärtner.

Die Neue Kulturgeographie misst der Sprache bei der Produktion sozialer Sinnzusammenhänge besondere Bedeutung zu, wobei Verschiebungen durch den *linguistic turn* rezipiert und Impulse aus dem Poststrukturalismus aufgenommen werden. Sprache wird in Anlehnung an den Strukturalismus⁹ nicht als Reflexion einer wahren Bedeutung der Dinge in der Welt, bzw. als „neutrale Instanz zwischen dem Individuum und der ‚Realität‘“ (GEBHARDT et al. 2003: 11) verstanden, sondern als machtvoller Produzent eben dieser Bedeutung. Sprache konstituiert soziale Realität anstatt diese zu reflektieren (PRATT 2000). Daraus folgt zum einen, dass sprachliche Beschreibungen der Welt als methodischer Untersuchungsgegenstand für die Kulturgeographie relevant sind, um soziale Realitäten zu verstehen. Zum anderen ist jedoch zu berücksichtigen, dass diese immer situiert und kontextabhängig sind und niemals die Welt unabhängig vom sozialen Kontext des Sprechers beschreiben können (DUNCAN 1990: 12).

Die Relevanz der Sprache erfährt in Anlehnung an poststrukturalistische Impulse eine Erschütterung, da die zeitliche Instabilität und Uneindeutigkeit der Sprache betont wird. Sinnzusammenhänge entstünden somit nicht aufgrund einer unveränderlichen Struktur, wie es der Strukturalismus noch betont, sondern vielmehr durch immer wieder neue Verweise auf Bedeutungen, die wiederum auf andere Bedeutungen in anderen Kontexten verwiesen.

(...) there is no transcendental signifier; no final instance; no settling of accounts; no definitive judgments; no ultimate way of being. Hereinafter, everything will have been relative: that is to say, everything will have been related and co-related to other differential relations which can themselves be ramified and pullulated to infinity and beyond. We will never be finished with the work of contextualizing and recontextualizing (DOEL 2004: 147).

Dabei teilt der Poststrukturalismus die Einsicht des Strukturalismus, wonach Sinn ein Effekt sprachlicher Strukturen ist, allerdings betonen seine Vertreter die Offenheit und Prozesshaftigkeit dieses Systems, „innerhalb dessen prinzipiell endlose Prozesse der Bedeutungszuschreibung ohne Relation zu definitiven Fixpunkten ablaufen“ (MÜNKER & ROESLER 2000: 31).

⁹ Der Strukturalismus war eine Bewegung Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in Frankreich, der Erkenntnisse der strukturalen Linguistik DE SAUSSURES (1967) in die Ethnologie und die Psychoanalyse übertrug. DE SAUSSURE konnte zeigen, dass Bedeutungen innerhalb der Struktur der Sprache entstehen und keine Reflexion der Bedeutung von Dingen in der Welt sind. Dabei wird „die Aufmerksamkeit vom sprechenden Subjekt auf die Struktur der gesprochenen Sprache gerichtet“ (MÜNKER & ROESLER 2000: 29), sodass der Strukturalismus auch als anti-humanistisch bezeichnet werden kann (DELEUZE 1992: 19). Die sprachliche Struktur wird als nicht hintergebar für jede sinnhafte Äußerung angesehen, und da jede unserer Erkenntnisse in Sprache ausgedrückt werden muss, „wird die Struktur der Sprache zur Voraussetzung von allem, was sich in ihr ausdrücken lässt“ (MÜNKER & ROESLER 2000: 19). Die Struktur der Sprache ist „jeder individuellen Praxis der Sinnstiftung und Bedeutungszuschreibung immer schon vorgängig“ (ebd.: 29), wobei „der Platz den Vorrang hat vor dem, der ihn einnimmt“ (DELEUZE 1992: 19). Sinn ist somit ein Effekt der Struktur der Sprache, wobei „der Sinn immer aus der Kombination von Elementen resultiert, die selbst nicht bezeichnend sind“ (ebd.: 18). Vielmehr entsteht Sinn aus der Differenz des Bezeichnenden zueinander. Der Strukturalismus hat in seinen verschiedenen Ausprägungen versucht, die Herkunft und Organisation komplexer sozialer Phänomene durch tiefer liegende und unveränderliche Strukturen zu erklären. Das Aufdecken dieser Strukturen war das Ziel de Saussures in der Linguistik, Lacans in der Psychoanalyse und Lévi-Strauss' in der Ethnologie (GIBSON-GRAHAM 2000: 96).

Rejecting the idea of an underlying structure in which language can rest secure and guaranteed, post-structuralism works with a much more slippery notion of language and subjectivity, where neither is given or fixed but where each is constantly becoming. (...) post-structuralism argues that the meaning of a text is always unstable, as it always relies on its relationship with other texts to communicate meaning (HUBBARD et al. 2005: 84).

Das kann jedoch nicht bedeuten, dass Menschen nicht sinnvoll miteinander kommunizieren, Gedanken und Gefühle aussprechen und verstehen, oder sich ein Bild von der Welt machen könnten. Auch heißt das nicht, es gäbe keine sprachlichen Codes oder machtvollen Beschreibungen der Welt. Vielmehr wird die kontextübergreifende Stabilität sprachlicher Bedeutungen in Frage gestellt. So garantiert Sprache keine eindeutige Benennung der Realität, die über längere Zeit hinweg stabil wäre. Ebenso wenig ist Sprache eindeutig und widerspruchsfrei. Vielmehr ist jede Beschreibung der Versuch, die unendlich komplexe und im Werden begriffene Welt zu fixieren und sozial verständlich zu machen (ebd.: 85), wodurch Sprache höchst produktiv in der (Re-)Konstruktion sozialer Wirklichkeiten und Ungleichheiten ist.

Zudem kritisieren Vertreter des Poststrukturalismus, dass wir die von der Struktur der Sprache suggerierte Illusion von Stabilität und Zuordenbarkeit, vor allem durch binäre Oppositionen wie Natur/Kultur, Stadt/Land, Frau/Mann etc., reifizieren und als Gegebenheiten der realen Welt annehmen (DOEL 1996). Unter Reifikation versteht man „a fallacy by which mental constructions or abstractions are seen as having substance, i.e. independent existence and causal efficacy“ (DUNCAN 1980: 181). HUBBARD et al. ziehen daraus den Schluss: „in a world composed of flows, movements and chaos, post-structuralists suggest that solidity is an illusion. One task for a post-structural geography, therefore, is to expose the practices that maintain this illusion“ (2005: 86–87). Hieraus folgt für die Interpretation der empirischen Ergebnisse der Interviews, dass (i) die Äußerungen in ihrem Zusammenhang betrachtet und als kulturell geprägte und von der Situation beeinflusste Sprechakte gesehen werden müssen, (ii) sie sich auf ein Netz von anderen Aussagen und wirkmächtigen Narrationen beziehen, und (iii) den Sinn der sozialen Interaktion, sowie die Bedeutung des Ortes immer wieder neu produzieren, wobei (iv) Veränderungen, Missverständnisse, Uneindeutigkeit und soziale Ausschlüsse zu erwarten sind.

Die Entstehung der Bedeutung von Orten und Räumen lässt sich jedoch nicht nur auf sprachliche Zuschreibungen reduzieren, denn zweifellos sind physische Ausdehnungen von Körpern Voraussetzung für das Leben und die Erfahrung der Welt. WERLEN stellt klar, dass obwohl Raum kein empirischer Begriff sein könne, der einen klaren Gegenstand bezeichne, er trotzdem nicht erfahrungsunabhängig sei. Vielmehr sei die Konstitution von Raum „an die Erfahrungen der eigenen Körperlichkeit, insbesondere im Rahmen des körpervermittelten Handelns, gebunden. Denn erst über die Körperlichkeit kann die physische Welt als eine Welt der Ausdehnung erfahren werden“ (WERLEN 2010a: 300). Räume und Orte werden so zum einen durch sprachliche Zuschreibungen sozial intelligibel,

andererseits können sie als Ergebnis der Erfahrung der eigenen Körperlichkeit in Bezug auf andere materielle und handelnde Körper verstanden werden, wobei dieser Prozess „konsequenterweise relationaler Art [ist]. Handelnde stellen Relationen zu anderen materiellen Körpern her, indem sie Ableitungen von der Erfahrung der eigenen Körperlichkeit machen“ (ebd.: 300–301). Diese Raumerfahrung durch die eigene Körperlichkeit in relationalen Bezügen zu anderen Körpern ist dann wiederum nur in Form sprachlicher Äußerungen untersuchbar. Körpererfahrungen sind für ein sinnhaftes Wahrnehmen der Welt zentral, für die Kulturgeographie jedoch nur als bereits interpretierte Formen der Welt und den sprachlichen Äußerungen einzelner Menschen zugänglich. Somit besteht diese empirische Arbeit in der Interpretation von sozial und kulturell geprägten, relational und kontextgebundenen Körpererfahrungen, bzw. den daraus entstehenden sprachlichen Ausdrücken der Menschen, die konstituierend sind für die Sinnhaftigkeit des Ortes Garten.

2.2 Temporäre öffentliche Räume

2.2.1 Temporalität

Der Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor kann als ein konkreter Ort in einem weiten Arrangement verschiedener Räume, sich kreuzender Relationen und zeitlich unterschiedlich gelagerter Entwicklungslinien verstanden werden. Die Temporalität (vgl. RONNEBERGER 2006: 49–50) bzw. der Zwischennutzungscharakter und die Öffentlichkeit spielen dabei eine Rolle. Doch was zeichnet temporäre Orte aus und was ist das Besondere an der Temporalität?

Orte der Temporalität (...) besitzen (...) Identität, Relation und Geschichte. Im Unterschied zum Nicht-Ort [vgl. AUGÉ (2008)] sind diese Orte, an denen sich temporäre Räume konstituiert haben, Projektionsflächen. Sie sind aber eben nicht leer, sondern der Schirm, auf den projiziert wird, enthält bereits zuvor Informationen. Man könnte auf die Vorstellung zurückgreifen, dass es sich bei ihnen um lichtempfindliches Material handelt, auf dem alle Projektionsversuche im Laufe der Zeit ihre Spuren hinterlassen, sozusagen immaterielle, aber verortete Palimpseste. Die Intensität und Dauerhaftigkeit dieser Spuren ist jedoch unterschiedlich (TEMEL 2006: 60).

Temporäre Orte sind somit, trotz ihrer zeitlich begrenzten Existenz, von räumlich und zeitlich unterschiedlich gelagerten Einflüssen geprägt. Dies muss auch für den Gemeinschaftsgarten berücksichtigt werden. Für diesen temporären Ort spielen neben der Geschichte des Tempelhofer Feldes (3.1.1) die Ideen der Initiatoren des Projektes, die sich von anderen Gartenprojekten (3.2) abgrenzen und u. a. von Ideen der *community-garden* Bewegung (3.2.2) beeinflusst sind, eine Rolle. Zusätzlich ist das Projekt in aktuelle stadtplanerische Entwicklungen auf dem Feld (3.1.2) eingebettet, und wird von Vorstellungen und individuellen Einflüssen der Gärtner geprägt (4 und 5). All diese unterschiedlich gelagerten Entwicklungslinien wirken auf das Ereignis Garten.

In Bezug auf die Temporalität zeigt TEMEL (2006: 64–65), dass städtische Nutzungen mit genügend Abstand betrachtet immer temporär seien. Bei konkreten Zwischennutzungen sei jedoch gerade die Idee der Temporalität entscheidend.

Dies kann sich etwa dadurch äußern, dass an einem Ort eine Veranstaltung durchgeführt wird, um ihn mit einer bestimmten, bisher nicht vorhandenen Bedeutung aufzuladen, oder dass etwas ausprobiert wird, von dessen dauernder Funktionsfähigkeit man noch nicht überzeugt ist. Es kann sich in einer temporären Ästhetik materialisieren, die eine Nutzung von einer hegemonialen Kultur absetzen will, oder es kann postulieren wollen, dass es ein möglicherweise marginales und nur kurzfristiges, aber trotzdem bedeutsames und berücksichtigungswertes Verwendungsbegehren von Stadtbenutzern gibt. Und es kann darauf hinweisen, dass es zwischen der alten Masterplan-Stadtplanung und der Aufgabe jeder Steuerung zugunsten des so genannten Marktes vielleicht noch andere Wege gibt. Dabei ist es nicht wichtig, ob diese Nutzung eine Stunde, einen Tag, einen Monat oder zehn Jahre dauert - es kommt auf die Idee der Temporalität an (ebd.).

Die „Idee der Temporalität“ gehe mit einer Kritik an gängigen Stadtplanungsprozessen einher und wolle durch kontrastreiche alternative Nutzungen auf Missstände und der Möglichkeit einer anderen Stadt aufmerksam machen. „Temporäre Nutzungen sind demnach die, die aus der Idee der Temporalität eigene Qualitäten ziehen wollen und sich deshalb von der dauerhaften Nutzung abgrenzen“ (HAYDN & TEMEL 2006: 17). Einige Stadtplaner und Architekten fordern ein Umdenken in der Stadtplanung, die sich vom Masterplan und der strategischen entfernen, und zur taktischen Planung und temporären Nutzung bewegen solle. Durch die bewusste Abkehr von strategischen Zielen der Planung, über lange Zeiträume große Geldsummen in die Durchsetzung der Vorhaben zu investieren, stellt die temporäre Nutzung gerade die positiven Aspekte der geringen Kosten und wechselnden Aneignung für die Wirtschaft und die Nutzergruppen heraus. TEMEL zeigt den Zusammenhang der Temporalität zu neueren Arten der Stadtplanung auf: „es geht um kleine, temporäre, nicht-intentionale, ausdruckslose, aber dafür stark frequentierte Orte im Gegensatz zu vereinheitlichten, teuren, permanenten und großmaßstäblichen Stadtplanungsprojekten, die nicht selten als Geisterstädte enden“ (TEMEL 2006: 60). Diese Vorgehensweise sei „spezifisch statt normativ, reagiert auf die bestehende Situation und versucht, deren Qualitäten zu verstärken, wobei Heterogenität kein Gegner, sondern ein Ziel ist“ (ebd.: 61).

Ohne weiter auf die Debatte in der Stadtplanungsliteratur bezüglich der Vor- und Nachteile dieser oder jener Planung eingehen zu können, soll der Charakter der Temporalität für das Allmende Kontor betont werden. Auch wenn fraglich ist, ob dieses Projekt weniger normativ ist als stadtplanerische Großprojekte oder vom Grünflächenamt geplante Parkanlagen, so sind doch die Kosten vergleichsweise minimal, die Partizipationsschwelle für die Gärtner niedrig und die physische Lebensdauer des Gartens auf einen kurzen Zeitraum begrenzt, und somit für zukünftige Nutzung offen. Der Ort zieht aus der Temporalität den Vorteil, dass die Teilnahme für viele Gärtner finanziell möglich ist, geringe Zugangsbarrieren bestehen und die Materialien von minderer Qualität sein können. Diese Eigen-

schaften schlagen sich in einer Offenheit nieder, die eine Besonderheit des Gartens ist und ihn etwa von einer Kleingartenparzelle und den damit verbundenen Kosten und Pflichten unterscheidet.

2.2.2 Öffentlichkeit

Den Garten zeichnen die Öffentlichkeit und die freie Zugangsmöglichkeit am Tag aus. Nachts ist das gesamte Feld geschlossen, und wird von einem Sicherheitsdienst überwacht. ROSOL thematisiert die Ambivalenz des Konzeptes der Öffentlichkeit und des öffentlichen Raumes und zeigt auf, dass „eine vollkommene Öffentlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit [zu bestimmten Räumen] historisch nicht belegbar“ sei (2006: 23). Öffentliche Räume seien in ihrer Zugänglichkeit stets durch soziale Differenzierungen (Gender, Religion, Ethnizität o.ä.) begrenzt gewesen. Somit ist öffentlicher Raum immer auch „kontrollierter Raum“ (ebd.). Diese Kontrolle wird auf dem Feld durch den Sicherheitsdienst, den Einfluss der Senatsverwaltung, der Polizei, aber auch der Gärtner aufrechterhalten. HAYDN stellt heraus, dass öffentlicher Raum nicht als selbstverständlich betrachtet werden könne, sondern etwas sei, was sich „um konkrete Anlässe, Fragen und Objekte herum“ (2006: 71) bilde und der Verhandlung unterliege. „Öffentlicher Raum durchdringt den gebauten Stadtkörper als eine Art Metaraum. (...) Öffentlicher Raum ist kein objektives Faktum. Die Grenzen des öffentlichen Raumes konstruieren sich immer wieder neu auf Basis von Verhandlung und Aneignung“ (ebd.: 70). Insofern ist auch der Garten ein umstrittener öffentlicher Raum, der im Kontrast zu anderen (halb-)öffentlichen urbanen Räumen steht (U-Bahnen, Straßen, Malls, Cafés oder Grünanlagen und Parks), durch Verhandlungsprozesse konstituiert wird und zu einer unmittelbaren Politisierung der Teilnehmer führen kann (4.3).

Zusätzlich trägt die Öffentlichkeit des Gartens dazu bei, dass sich die Gärtner als Fremde begegnen können. Öffentlicher Raum bewahre uns „vor zu großer Intimität. Öffentlicher Raum ist ein Raum von großer Anonymität“ (ebd.: 71–72). Der Soziologe NASSEHI weist darauf hin, dass Gesellschaft „radikal darauf angewiesen [sei], dass sich die Bürger in der Öffentlichkeit prinzipiell als Fremde begegnen können“ (2003: 29). Dies ist ein entscheidender Aspekt in der Thematisierung der Vergemeinschaftung im anschließenden Kapitel, denn der Garten als öffentlicher Raum ermöglicht die Auflösung der Grenzen öffentlicher und privater Sphären, in dem sich Gärtner mit ihren Freunden vor Ort öffentlich treffen, und doch einen abgeschlossenen privaten Gesprächskreis bilden können, oder Gärtner den Garten alleine und privat zur Entspannung nutzen können, obwohl die Öffentlichkeit zuschaut.

2.3 Vergemeinschaftung als ortsgebundener Prozess

Within a community (...), an unmet person need not be completely a stranger, for he or she can always be placed within an intuitive field, identified by a readily recognizable kind of relationship (...). This is not equally true of people met from outside the communal field (CALHOUN 1998: 391).

Gemeinschaft ist ein Begriff, der in Bezug auf urbane Gartenprojekte häufig Verwendung findet. Auch das Allmende Kontor ist laut der Initiatoren ein *Gemeinschaftsgarten* (Allmende Kontor 2010), viele Gärtner sprechen selbst von Gemeinschaftlichkeit vor Ort (4.1) und in der Literatur über *urban gardening* finden sich viele Verweise auf das Gemeinschaftliche. Nichtsdestotrotz muss der Begriff in seiner Herkunft beleuchtet und problematisiert werden. Daraufhin wird für die Prozesse sozialer Interaktion vor Ort der Begriff der Vergemeinschaftung vorgeschlagen, um einen essentialistischen mit einem prozessualen Begriff zu ersetzen. Somit ist nicht die Frage relevant, ob es im Garten eine Gemeinschaft gibt, sondern vielmehr, wie sich Prozesse der Vergemeinschaftung durch ortsgebundene, aufeinander bezogene Praktiken ereignen.

Begriffshistorisch wird Gemeinschaft in der Soziologie häufig in Abgrenzung zu Gesellschaft verwendet, wobei diese Dichotomie vielfach diskutiert wurde (NISBET 1953; REDFIELD 1956; BELL & NEWBY 1974; BAUMAN 2009), und in ihrer Begriffsbildung auf TÖNNIES (1887) zurückgeht, einem der Begründer der deutschen Soziologie. TÖNNIES' Trennung der bis dahin als Synonym verwandten Begriffe kann als Reflexion der sozialen Veränderungen durch die Industrialisierung in Europa verstanden werden, und „an die unmittelbare Erfahrungslage der Individuen im 19. Jahrhundert andocken“ (ROSA et al. 2010: 34). Dabei steht Gesellschaft „für die Ausbreitung kapitalistischer Erwerbslogik (...) und die Zerstörung traditionaler Lebensformen, während das Konzept der Gemeinschaft vielerorts zur Projektionsfläche für die im Zuge der Modernisierung verlorenen Sicherheiten avanciert“ (ebd.). In der auf TÖNNIES aufbauenden Soziologie wird Gemeinschaft als lebendig, naturwüchsig, traditional, authentisch und organisch beschrieben, wohingegen Gesellschaft als rational, künstlich, abstrakt, kalt und mechanisch gedeutet wird.¹⁰ Als Archetyp für die Lebensform gesellschaftlicher Verhältnisse gilt die „geschäftliche Tauschbeziehung anonymer Marktteilnehmer“ (ebd.: 41). Dieses dichotome Begriffsverständnis von Gemeinschaft und Gesellschaft als erlebt/abstrakt und traditionell/modern ist bis heute in der Alltagssprache verbreitet und weist interessanterweise Ähnlichkeiten mit den Begriffen Ort/Raum und lokal/global auf.¹¹ Für die Geographie bietet SILK (1999: 8) einen Einblick in die begrifflichen Zusammenhänge von Gemeinschaft, Ort und Identität. Er zeigt auf, dass die meisten Studien Gemeinschaft als eine territorial abgrenzbare Gruppe von Menschen deuten und die Gruppe, den Ort und die Gruppenidentität als originär miteinander verbunden verstehen. Auch in klassischen Gemeindeforschungen der Ethnologie (vgl. MOSER 2002) besteht die Vorstellung, durch die Untersu-

¹⁰ Auch WEBER definiert die Begriffe ähnlich: „Vergemeinschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns (...) auf subjektiv gefühlter (affektueller oder traditionaler) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht. ‚Vergesellschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder auf ebenso motivierter Interessenverbindung beruht“ (WEBER 1985: 21).

¹¹ So konnotiert der Begriff Gemeinschaft häufig lokale, und Gesellschaft nationale oder globale Zusammenhänge, wobei sich dies zunehmend ändert (z. B. bei Internet-Gemeinschaften oder global agierenden Interessengemeinschaften).

chung einer Gruppe in einem räumlich begrenzten Feld deren „kulturellen Verkehrsformen und sozialen Gruppierungen sehr präzise beobachten und in ihrem Zusammenwirken als ein überschaubares ‚soziales Universum‘ analysieren“ (KASCHUBA 2003: 128) zu können. Gemeinschaft wird somit als räumlich gebunden und mit diesem Raum verwurzelt, in sich einheitlich, widerspruchsfrei und harmonisch, sowie über die Handlungen der einzelnen Gruppenmitglieder hinaus als eigenständiger Gegenstand verstanden. In Anschluss an MASSEYS (1994a) Verständnis eines *global sense of place* ist es jedoch problematisch, soziale Prozesse an einem Ort als in sich geschlossen und auf den Ort begrenzt zu verstehen. Denn bei vielen ortsgebundenen Vergemeinschaftung ist eine Fülle von Einflüssen vorhanden und prägend für die Interaktion vor Ort, die in ihrer räumlichen und zeitlichen Herkunft und Reichweite stark variieren (vgl. 2.2 und 3). So werden im Allmende Kontor Ideen der *community-garden* Bewegung der 1970er Jahre, aktuelle Entwicklungen im angrenzenden Schillerkiez sowie der globale Klimawandel diskutiert. All diese räumlich und zeitlich disparaten Entwicklungen haben dabei Auswirkungen auf den Ort.

Zudem wird der Gemeinschaftsbegriff mit einem Verlust assoziiert, der aufgrund einer Verdrängung durch kapitalistische gesellschaftliche Lebensformen entsteht und das Bedürfnis nach der Wiederherstellung einer harmonischen Gemeinschaft weckt (DELANTY 2003: 15). Dabei wird die Vorstellung von Gemeinschaft als Kritik an der neoliberalen Gesellschaft formuliert - eine Ansicht, die sich auch in der Literatur über *urban gardenig* findet. So schreibt MEYER-RENSCHHAUSEN:

Der Begriff Community Garden lässt sich übersetzen mit Gemeinschaftsgarten oder Nachbarschaftsgarten. Er beinhaltet im Englischen zudem die Betonung des Gemeinsamen als Gruppenhandlung. Dabei geht es (...) um das gute Leben in Gemeinschaft, um das Zusammensein, das Feste ausrichten, die Freude am gemeinsamen Handeln einschließlich des dazugehörigen Feierns in Form des Beisammenseins mit Essen und Trinken. Die neuen sozialen Bewegungen haben (...) damit an etwas angeknüpft, was den Gesellschaften der Vormoderne schon bekannt war, im Modernisierungsprozess aber verloren ging. Die Community Gardens sind eine Variante der ‚Rückbesinnung‘ auf das seit Aristoteles diskutierte ‚gute Leben‘ im Sinne einer weisen Konzentration auf das Wesentliche im Leben (2005: 12).

Gemeinschaft wird als ein Ideal beschrieben, das es durch die Tätigkeiten des Gärtnerns wiederzuerlangen gälte. Hiermit einher geht die Vorstellung, dass eine Veränderung der Gesellschaft nur über das Sich-organisieren in Gemeinschaften funktionieren könne. Doch beschreiben beide Begriffe nicht ein und dieselbe Lebenswelt? Kann eine Rückbesinnung auf eine sonst wie gestaltete Gemeinschaft die soziale Situation der Menschen in der Gesellschaft wirklich verbessern? Oder ist Gemeinschaft nicht zuerst ein semantisch höchst machtvoll Bild, sowie eine zeitlich sehr instabile „Imagination“ (HITZLER 1998: 85), der sich Menschen wahlweise anschließen und ebenso ungezwungen wieder austreten können, ohne jegliche existentielle Bedeutung?

Ein Gemeinschaftsbegriff, der neben dem Tönnies'schen Ballast einer Idealisierung traditioneller Lebenswelten vorindustrieller Zeit dazu neigt, soziale Prozesse in ihrer Offenheit zu unterschätzen, Akteure in ihrem Handeln einer alles umfassenden Substanz ‚Gemeinschaft‘ unterzuordnen, sowie abweichendes Verhalten und Meinungen in einem vermeintlich homogenen Gemeinschaftswillen aufzulösen, erscheint problematisch. Es gibt zweifelsohne in jeder sozialen Gruppe Meinungen, die sich durchsetzen und andere, die zurückstecken müssen. Doch diese Machtasymmetrien sind kaum mittels eines alles verschleiernenden Gemeinschaftsbegriffs aufzudecken, der Authentizität, geteilte Werte und Geschichte, gemeinsame Absichten und Ziele suggeriert. Im Gegenteil, Gemeinschaft als Konzept birgt die Gefahr, Anderssein (*alterity*) zu nivellieren oder unter sich zu begraben (vgl. SECOMB 2000). Der Gemeinschaftsbegriff nimmt den Gedanken der Einigkeit und Gleichheit vorweg, der sich jedoch in der konkreten Ausgestaltung alltäglicher Praktiken sehr unterschiedlich darstellen kann. Deshalb soll in Anschluss an ROSA et al. (2010: 66ff.) anstelle von Gemeinschaft von Vergemeinschaftung gesprochen werden. Der Prozess der Vergemeinschaftung konstituiert sich zum einen über eine kollektive Praxis des emotionalen Erlebens nach innen, und zum anderen über eine Abgrenzung von etwas Fremden nach außen. Zusätzlich sei in Anlehnung an ANDERSON (1991) das Imaginäre der Vergemeinschaftung zu betonen (ROSA et al. 2010: 84).

Der Garten bildet somit eine ortsgebundene Ansammlung sozialer Interaktionen, die in der Verhandlung bestimmter Themen, und durch ein inneres Erleben und äußeres Abgrenzen einen Prozess der Vergemeinschaftung konstituiert. Es geht nicht um die Frage, ob diese Gemeinschaft auf geteilten Werten beruht und alle Gärtner einschließt. Dies ist zweifellos nicht der Fall. Vielmehr können Aushandlungen etwa über die Gestaltung des Gartens selbst als Vergemeinschaftung verstanden werden, die jedoch in den einzelnen Vorstellungen der Gärtner stark variieren und zu Konflikten führen können. Jeder Gärtner ist Teil des Prozesses der Vergemeinschaftung, auch wenn er oder sie keinen Kontakt mit anderen Gärtnern wünscht oder sich über Gestaltung und Organisation des Gartens negativ äußert. Vergemeinschaftung als Prozess impliziert die Möglichkeit eines Scheiterns sozialer Interaktion aufgrund von Streit oder Desinteresse, abweichendem Verhalten, oder gar einer gewollten Isolation von anderen Gärtnern. Als Effekte dieser ortsgebundenen Aushandlungen werden in Kapitel 5 drei thematische Schwerpunkte der Vergemeinschaftung herausgearbeitet: die Bedeutung des Gartens als „Ort des sozialen Kontaktes“ (4.1), als „Ort der Naturerfahrung, guten Ernährung und kreativen Gestaltung“ (4.2), sowie als „Ort des Protests und anderen Denkens“ (4.3). Dabei werden zum einen Erlebnisse der Gärtner nach innen, d. h. vor Ort und mit anderen Gärtnern zusammen, sowie Abgrenzungen der Gärtner nach außen, etwa zu anderen Orten und anderen Gruppen, thematisiert. In jedem dieser drei Themenkomplexe wird jedoch die Ambivalenz der Aushandlung aufgezeigt, indem jeweils in einem abschließenden Unterkapitel abweichende Meinungen oder Streitpunkte über diese Themen dargestellt werden. Somit wird zum einen eine identitäre Fixierung einer Orts-

identität und Reifizierung eines sprachlichen Bildes über den Garten vermieden, sowie Brüche, Unge-
reimtheiten und Dissonanzen als konstituierendes Merkmal der Vergemeinschaftung herausgestellt.

3 Geschichtlicher Kontext

3.1 Der Kontext des Gemeinschaftsgartens auf dem Tempelhofer Feld

Ganz gleich welchen der Eingänge sich ein Besucher auch aussucht, um seinen ersten sonnigen Nachmittag auf der Tempelhofer Freiheit zu verbringen, er wird überwältigt vom Blick auf die unglaubliche Weite einer fast baumlosen Grasfläche, in der die Relikte der Vergangenheit fast wie in einem Landschaftspark nach englischem Vorbild eingebettet sind. Mitten in der geschäftigen Metropole Berlin empfängt den Betrachter hier eine fast ländliche Stille: Im Sommer surren Insekten über dem weiten Feld und Lerchen steigen in den Himmel, türkischer Kebab und Thüringer Bratwurst liegen friedlich nebeneinander auf dem Grill, dazu gesellt sich frisches Gemüse aus den naheliegenden, temporären Gemeinschaftsgärten. Kinder robben durchs hohe Gras und erfahren ein völlig neues Gefühl für Entfernungen. Im Herbst sausen bunte Drachen und ferngesteuerte Modellflugzeuge übers Feld, im Winter ziehen Skifahrer ihre Loipen, bis im Frühjahr die ersten romantischen Sonnenuntergänge zum Verweilen einladen und Fahrräder und Inlineskates wieder über die Pisten flitzen. Wäre da nicht das lang geschwungene Gebäude des einst größten und modernsten Flughafens der Welt mit dem weithin sichtbaren Radarturm, könnte man sich fühlen wie in einem Landschaftsgemälde aus dem 17. Jahrhundert (JOST 2011: 1).

Das heutige Tempelhofer Feld misst im Durchmesser 2 Kilometer, ist insgesamt 386 Hektar groß und wird, zentral im Stadtgebiet gelegen, von den dicht besiedelten Stadtteilen Neukölln, Tempelhof und Kreuzberg umgrenzt (Abbildung 1). Es wurde bis zum 31. Oktober 2008 85 Jahre lang als Flughafen genutzt und ist in seiner heutigen Erscheinungsform [2012] stark von dieser Nutzung geprägt. Auf dem Feld, das seit dem 8. Mai 2010 für die Öffentlichkeit tagsüber frei zugänglich ist, gibt es zwei Start- und Landebahnen, einige Rollwege sowie einzelne verbliebene Bauten wie Radarstationen, Beleuchtungsmasten und Hinweisschilder, die auf die ehemalige Nutzung als Flughafen schließen lassen. Zurzeit befindet sich das Gelände in einer Übergangsphase. Die bisherige Nutzung als Flughafen ist beendet und die Fläche wird nun als Freizeit- und Erholungsraum genutzt, wobei von der Senatsverwaltung Pläne für eine Umwandlung in eine Parklandschaft mit einer Randbebauung existieren (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010b). Als Teil dieser Umwandlungspläne wird das Feld medienwirksam als „Tempelhofer Freiheit“ beworben (Tempelhofer Freiheit 2012b). Der Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor ist als Pionierprojekt Teil dieser partizipativen und vom Senat geplanten Zwischennutzung. Im Jahr 2014 kam es nach einem erfolgreichen Bürgerbegehren, organisiert von der Initiative 100% Tempelhofer Feld, zu einem berlinweiten Bürgerentscheid, in dem die vom Senat geplante Randbebauung abgelehnt wurde. Zurzeit wird an einem Entwicklungs- und Pflegeplan gearbeitet, der auch die Pionierprojekte mit einbeziehen soll.

Für ein besseres Verständnis der räumlichen Umgebung des Gartens zeigt ein Blick in die geschichtliche Entwicklung, dass das Feld zum einen mit politischen Entwicklungen in Berlin und Deutschland verbunden und von einschneidenden ökonomischen Transformationsprozessen geprägt ist, und zum

anderen zu einem vieldeutigen Symbol geworden ist, das u. a. mit der Entstehung des Flugverkehrs, dem Dritten Reich und der Blockade West-Berlins zusammenhängt (ROSKAMM 2011). Einige dieser symbolträchtigen Nutzungen werden im Folgenden kursorisch beleuchtet. Bei dem geschichtlichen und räumlichen Einblick gilt es zu klären: Was zeichnet den Ort aus, an dem der Garten entstanden ist? Welche geschichtlichen Entwicklungen haben heute noch Auswirkungen auf den Ort? Welche aktuellen Prozesse sind vor Ort zu beobachten und haben Einfluss auf den Garten? Es soll ein kurzer Einblick in die Geschichte des Tempelhofer Feldes, sowie die aktuelle Partizipation des Allmende Kontors als Pionierprojekt im Rahmen einer „prozessualen und partizipativen Stadtplanung“ (Tempelhof Projekt GmbH 2010: 2) der Stadt Berlin für die Zwischen- und Nachnutzung der Fläche gegeben werden.

3.1.1 Eine kurze Geschichte des Tempelhofer Feldes

Die Geschichte des Feldes lässt sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Aus dieser Zeit stammt der Name Tempelhof, der auf den damaligen Grundbesitz des Templerordens zurückzuführen ist. 1351 wurde Tempelhof als Ort des Friedensschlusses zwischen den Städten Berlin und Cölln erstmals urkundlich erwähnt (TRUNZ 2008: 10). Bis in die frühe Neuzeit wurde die Fläche als Ackerland genutzt und war weitestgehend unbebaut. Im 18. Jahrhundert wurden auf dem noch vor den Toren der Stadt gelegenen Feld Militärparaden abgehalten. Auch in großen Teilen des 19. Jahrhunderts war das Feld Exerzierplatz des Preußischen Militärs und wurde zudem als Naherholungsgebiet von vielen Berlinern genutzt (Berlin.de 2010). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es aufgrund des rasanten Stadtwachstums zu Konflikten um die Freifläche. Es wurde diskutiert, dass das Feld einer dichten Wohnbebauung weichen müsse. Andere Stimmen sprachen sich dafür aus, die Freifläche zu bewahren und dort einen Luftschiffhafen zu bauen (ROSKAMM 2011). Die Größe der Freifläche und die unmittelbare Nähe zur damaligen Reichshauptstadt ließen bei verschiedenen Akteure wie Bauspekulanten, dem Militär, den freizeitorientierten Berlinern und den aufkommenden Fluggesellschaften Begehrlichkeiten aufkommen. So wurden bereits Ende des 19. Jahrhunderts erste Luftfahrtexperimente und Flugshows, zuerst mit Heißluftballons und Zeppelin, dann 1909 durch eine Flugvorführung mit einem Motorflugzeug durchgeführt.

Die Streitigkeiten um die Nutzung des Feldes spitzten sich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges weiter zu, wobei sich das Interesse der aufstrebenden Luftfahrtgesellschaften an einem stadtnahen Flughafen am Ende durchsetzte, sodass 1920 die ersten provisorischen Rollbahnen gebaut wurden. Der offizielle Flugbetrieb wurde schließlich am 8. Oktober 1923 aufgenommen. Der Flugverkehr entwickelte sich in den darauffolgenden Jahren schnell und Tempelhof wurde zu einem internationalen Drehkreuz der noch jungen zivilen Luftfahrt. 1930 war der Flughafen in Bezug auf das Passagieraufkommen der größte in Europa, „die Zahl der beförderten Personen stieg von 150 im Jahr 1923 auf

über 60 000 Mitte der 30er Jahre. Damit nahm Tempelhof unter den Flugplätzen in Europa die Spitzenposition vor London und Paris ein“ (Berlin.de 2010). Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten entwarf der Architekt Sagebiel einen neuen Großflughafen, der 1936 begonnen wurde. Der Rohbau dieses monumentalen Gebäudes wurde bis 1939 errichtet, nach Kriegsbeginn wurden die Bautätigkeiten jedoch eingestellt. Während des Krieges wurden im Gebäude und auf dem Feld Rüstungsgüter unter anderem durch Zwangsarbeiter hergestellt. Zudem wurde von 1934 bis 1936 das nahe dem Gelände befindliche Columbia-Haus als Konzentrationslager benutzt (Tempelhofer Freiheit 2011a). Einen zentralen Erinnerungsort an diese Gräueltaten gibt es bisher nicht (taz - Die Tageszeitung 2010).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Flughafen Standort der amerikanischen Luftwaffe und erlangte eine prägende symbolische Bedeutung durch die Berlin-Blockade und die von den Alliierten eingerichtete Luftbrücke von 1948 bis 1949. Aufgrund einer Blockade der Landverbindung durch die Sowjetunion war die Versorgung Westberlins gestört und wurde von den Alliierten per Flugzeug umgangen. Dabei wurde Tempelhof als Zielort der Hilfslieferungen genutzt, bei dem täglich bis zu 1000 Starts und Landungen stattfanden (Berlin.de 2010). Heute erinnert hieran das Luftbrückendenkmal auf dem Platz der Luftbrücke vor dem Flughafengebäude.¹² Nach Beendigung der Blockade wurde der Flughafen 1950 wieder für die zivile Luftfahrt freigegeben, jedoch nach der Neuerrichtung des Flughafens Tegel 1975 stillgelegt. Ab 1985 wurde Tempelhof bis zu seiner endgültigen Schließung 2008 vor allem für Inlandsflüge wieder geöffnet (ebd.). Der endgültigen Schließung gingen jahrelange Debatten voraus, in der zum einen Befürworter für den Erhalt des Flughafens eintraten und Gegner im Falle einer Schließung über die mögliche Nachnutzung diskutierten. Die Befürworter führten schließlich durch ein Volksbegehren einen Volksentscheid herbei, der jedoch 2008 scheiterte und somit die bereits beschlossene Einstellung des Flugverkehrs nicht wieder rückgängig machen konnte (Der Tagesspiegel 2008).¹³ Die Verlagerung der Verkehrsinfrastruktur Tempelhof aus dem dichtbesiedelten Stadtinnern an den Stadtrand geht einher mit veränderten Standortbedingungen für Flughäfen und kann als Wille einer lebenswerteren Stadt und somit als Ergebnis einer postindustriellen Stadtentwicklung interpretiert werden (ROSKAMM 2011).

Nach der Schließung des Flughafens, die Ende Oktober 2008 mit einer offiziellen Feier und dem Abheben eines symbolträchtigen Rosinenbombers begangen wurde (Berliner Morgenpost 2008), war

¹² Die Bürgerinitiative „Pro-Tempelhof“, die sich bis 2008 gegen die Beendigung des Flugverkehrs in Tempelhof eingesetzt hat, verweist auf die große historische Bedeutung der Luftbrücke und argumentiert damit gegen die Schließung (www.pro-tempelhof.de).

¹³ Die Schließung des Flughafens war bereits 1996 von der Bundesregierung und der Stadt Berlin beschlossen worden und wurde mit der Notwendigkeit eines neuen Großflughafens begründet. Dieser Flughafen Berlin Brandenburg International (BBI) sollte 2012 den Betrieb aufnehmen und somit die vormals drei Standorte Tempelhof, Schönefeld und Tegel ersetzen (Der Tagesspiegel 2007).

das Gelände für 18 Monate geschlossen. Es begann eine politische Auseinandersetzung um die Zuständigkeit zwischen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, der Senatsverwaltung für Finanzen und der Berliner Immobiliengesellschaft BIM. Die versprochene Öffnung des Feldes wurde immer wieder verzögert. Doch schon bald regte sich Widerstand gegen die Aussperrung der Öffentlichkeit von der Brache. Es wurde zum einen angeführt, dass die Fläche der Stadt Berlin gehöre und deshalb nicht wie ein privates Grundstück bewacht werden müsse, und zum anderen wurde der Zaun kritisiert, wobei in der öffentlichen Diskussion nicht klar wurde, warum oder wogegen diese Freifläche geschützt werden müsse.¹⁴ Es kam zu Demonstrationen und eine „Squat-Tempelhof“ Bewegung formierte sich. Die Proteste gipfelten im Juni 2009 in gewaltsamen Zusammenstößen zwischen der Polizei und Demonstranten, als Versuche scheiterten, den ehemaligen Flughafen zu besetzen (Süddeutsche Zeitung 2009). Die Öffnung des Feldes für die Bevölkerung im Mai 2010 beendete die Proteste und leitete eine neue Phase der Entwicklung ein. Der jahrzehntelangen Nutzung als Flughafen folgt eine in ihrer Dauer bisher nicht absehbare Zwischennutzung als Park, um deren genaue bauliche Formgebung zurzeit heftig gestritten wird.¹⁵

Doch gibt es heute noch eine räumlich bedeutsame Persistenz einzelner hier aufgezeigter historischer Entwicklungen, die sichtbar und nachvollziehbar sind? Bei einem Besuch auf dem Feld überwiegt der Eindruck der ehemaligen Nutzung durch den Flughafenbetrieb, bei dem vor allem eine weite Fläche ohne störende Bebauung gebraucht wurde. Die Start- und Landebahnen werden von Radfahrern und Skatern genutzt und durch die fehlende Bebauung ist das Fliegen von Drachen möglich. Zudem erinnern einzelne kleine Gebäude und Radaranlagen an den Flughafen. An die NS-Zeit erinnert lediglich das omnipräsente Flughafengebäude, welches heute jedoch vor allem durch kommerzielle Nutzungen wie Modemessen oder Werbeevents genutzt wird, sodass die ehemalige Nutzung der Hangars zum Bau von Kriegsflugzeugen zu vergessen droht.¹⁶ An die Berlin-Blockade erin-

¹⁴ ROSSKAM beschreibt die Logik hinter dem Einsperren dieser Freifläche mit einer „Angst vor der Leere“ (ROSKAMM 2011: 7), einer Furcht vor der Offenlegung eines „großen Nichts“ (ebd.), die auf einer zwanghaften Funktionszuweisung öffentlicher Räume durch die verantwortlichen Politiker und beratenden Stadtplaner gründe.

¹⁵ Seit dem 1. September 2009 ist das Land Berlin alleiniger Eigentümer der Fläche und wird durch die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung vertreten, die die landeseigene Tempelhof Projekt GmbH mit der gesamten Planung der Nachnutzung beauftragt hat. Diese wiederum kooperiert mit der Grün Berlin GmbH in der Gestaltung und Pflege der Grünfläche. Vor Ort treten somit die beiden letztgenannten GmbHs als Akteure auf. Sie organisieren den Kontakt zur Öffentlichkeit durch Informationsbroschüren, Podiumsdiskussionen, sowie den Sicherheitsdienst, die Ausschreibungen für Planungs- und Architekturwettbewerbe und den Kontakt zu Investoren sowie die Auswahl der einzelnen Pionierprojekte.

¹⁶ Auf der offiziellen Webseite wird das so beschrieben: „Die Tempelhof Projekt GmbH profiliert das Gebäude als international nachgefragten Eventstandort, an dem Messen, Kongresse, Festivals und Corporate Veranstaltungen stattfinden“ (Tempelhofer Freiheit 2012a). Auf einer Podiumsdiskussion, an der ich als Besucher teilnahm, wurde der Geschäftsführer der Tempelhof Projekt GmbH Steindorf aus dem Publikum scharf kritisiert, er vernachlässige die NS-Vergangenheit des Gebäudes, nur um es profitabel zu vermieten. In der Tat hatte Steindorf zuvor in seiner Rede mit keinem Wort die Zwangsarbeit und Rüstung erwähnt, sondern lediglich die positiv besetzten Aspekte der Luftbrücke hervorgehoben. Auch in anderen Kontexten ist interessant, wie bestimmte

nert das Luftbrückendenkmal vor dem Flughafengebäude. Nicht mehr präsent ist die ehemalige Nutzung der Fläche als Exerzierplatz des Militärs. Ebenso zu vergessen droht die Jahrhunderte lange ackerbauliche Nutzung des Feldes. Oder kann der Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor an diese Nutzung, die bis in das 18. Jahrhundert reichte, erinnern?

3.1.2 Das Allmende Kontor als Pionierprojekt einer partizipativen Stadtplanung

Das Allmende Kontor ist ein von 13 Initiatoren gegründetes Pionierprojekt, welches sich im Rahmen einer von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung angestoßenen Zwischennutzung des Feldes beworben hat und nun vor Ort einen Gemeinschaftsgarten organisiert. Die Initiative möchte neben der Möglichkeit der Vernetzung bereits bestehender Berliner Gartenprojekte vor Ort einen „Garten für alle“ (Allmende Kontor 2010) schaffen. Auf der Webseite heißt es: „Öffentlicher städtischer Freiraum soll durch gemeinschaftliche, kooperative Nutzung und Gestaltung als Allmende (Gemein(schafts)gut) ins Bewusstsein gebracht, erleb- und gestaltbar gemacht werden“ (ebd.). Das Projekt ist angesiedelt auf der Ostseite des Feldes im Pionierfeld Oderstraße. Aktuell [2012] gibt es 16 verschiedene Pionierprojekte auf drei Pionierfeldern; am Columbiadamm im Norden, am Tempelhofer Damm im Westen und an der Oderstraße bzw. Schillerkiez im Osten des Feldes. Postuliertes Ziel der Senatsverwaltung ist es, die Bürger an der Beplanung des Feldes zu beteiligen.

Gesucht werden Projekte, die die Entwicklung der Tempelhofer Freiheit fördern, attraktive Angebote für Erholung- und Freizeitsuchende schaffen oder neue unternehmerische, soziale und kulturelle Ideen umsetzen möchten. Die Nutzungen sollen zu den thematischen Ausrichtungen der einzelnen Pionierfelder passen und innerhalb der zeitlichen Fristen Erfolg versprechend realisierbar sein (Tempelhofer Freiheit 2012c).

Zu den sechs thematischen Schwerpunkten zählen „Wissen und Lernen“, „Saubere Zukunftstechnologien“, „Sport, Gesundheit und Wellness“, „Integration der Quartiere“, „Interreligiöser Dialog“ sowie „Bühne des Neuen“. Interessenten können sich als Pionier bewerben und werden in einem zweistufigen Auswahlverfahren geprüft. Die Pioniere werden von der Senatsverwaltung als Teil der Gesamtentwicklung des Feldes verstanden. „Sie sind im eigentlichen Wortsinn Wegbereiter. Die Pioniere der Tempelhofer Freiheit sollen ökonomisch selbsttragend sein, mit den bestehenden lokalen Ressourcen agieren und an der Aufwertung und Qualifizierung des Standortes mitarbeiten“ (Tempelhofer Freiheit 2011b).

Der temporäre Charakter verschiedener Zwischennutzungsprojekte ist mit seinen positiven Effekten auf den Tourismus, das Stadtimage, die Lebensqualität für die Bewohner und die *creative industries*

Teile der Geschichte des Feldes hervorgehoben oder ausgelassen werden, um dem Feld ein bestimmtes *image* zu geben.

mittlerweile auch in der Stadtpolitik angelangt und wird verstärkt genutzt und versucht in den Planungsprozess zu integrieren. Hierzu schreibt die Tempelhof Projekt GmbH:

Die spontane, ungeplante Nutzung freier Flächen ist charakteristisch für Berlin. Bislang wurden die informellen Zwischen- und Pioniernutzungen kaum aktiv und konsequent in den formalen Planungsprozess einbezogen. Das Land Berlin will dies ändern und betritt mit dem Pionierverfahren neue Wege. Dies ist ein offener Prozess. Wenn er erfolgreich ist, kann die Tempelhofer Freiheit zu einem Modellort der partizipativen Stadtentwicklung werden (Tempelhofer Freiheit 2011b).

Hier scheint jedoch ein fundamentaler Widerspruch zwischen spontaner, ungeplanter Nutzung und formaler Planung zu bestehen. Das Vorhaben einer *prozessorientierte Stadtplanung* erscheint paradox, da sich hier Prozesshaftigkeit in ihrer Offenheit und Planung in ihrer rationalen Vorherbestimmung zu widersprechen scheinen (ROSKAMM 2011). Denn Planung zielt gerade auf die Minimierung von Offenheit durch spontane Nutzung und auf Kontrolle des Planungsprozesses ab. Ein wirklich offener Prozess würde jedoch in seiner Entwicklung nicht gesteuert oder abgebrochen werden dürfen. Auf die aktuellen Entwicklungen ab 2013 kann hier nicht genauer eingegangen werden. Es muss jedoch erwähnt werden, dass die Bürgerinitiative 100% Tempelhofer Feld erfolgreich war und eine Randbebauung verhindert hat. Zurzeit [2014] wird an einem Entwicklungs- und Pflegeplan für das gesamte Feld gearbeitet, in dem auch die Pionierprojekte beteiligt werden. Somit kann man sagen, dass die Einrichtung von Pionierprojekten durch den Senat mit Sicherheit zu einer gesteigerten Popularität des Feldes geführt und somit auch den Nährboden für eine erfolgreiche Bürgerinitiative bereitet hat. Die meisten Gärtner im Allmende Kontor haben sich immer gegen eine Randbebauung ausgesprochen, und vermutlich nicht nur größtenteils gegen die Pläne des Senats gestimmt, sondern auch aktiv für die Bürgerinitiative geworben. In der Rückschau könnte man somit sagen, wobei dies nicht durch Interviews belegt, sondern lediglich ein zu einem späteren Zeitpunkt [2014] eingefügter Gedanke ist, dass die vom Senat im Planungsprozess integrierte Offenheit für die Beteiligung von Pionierprojekten diesem letztendlich die Kontrolle über das weitere Vorgehen auf den Feld entrissen hat. Somit war die Beteiligung der Pioniere, anders als ich zuerst vermutete, wirklich eine partizipative und ergebnisoffene Zusammenarbeit, aber mit Sicherheit anders als sich die Senatsverwaltung das gedacht und erhofft hatte. Der von der Senatsverwaltung vorgegebene Rahmen der Partizipation wurde durch die Bürgerinitiative und den Volksentscheid gesprengt, und die Senatspläne wurden letztendlich Opfer ihrer eigenen Offenheit für eine Bürgerbeteiligung. Dieser Prozess ist dann jedoch als ein Erfolg zu werten, da er Menschen zusammengebracht und sie politisiert hat, es zu einer aktiven Gestaltung durch eine ad hoc gegründete Interessengruppe gekommen ist und etablierte Mechanismen kapitalistischer Stadtplanung (Investoren, Planungsbüros, Baufirmen etc.) ausgehebelt und eine Alternative dazu aufgezeigt hat.

Das Allmende Kontor, welches als Teil dieses komplexen Stadtentwicklungsprozesses den Gemeinschaftsgarten organisiert, ist der Akteur, der öffentlich das Projekt repräsentiert, mit der Senatsverwaltung verhandelt und in den Medien als Gründer des Gartens genannt wird. Auch für die Gärtner ist das Allmende Kontor in Person der 13 Initiatoren Ansprechpartner vor Ort. Der offizielle Träger ist Workstation Ideenwerkstatt Berlin e. V. Das Projekt muss für die jährliche Nutzung der 5000 Quadratmeter großen Fläche ein Nutzungsentgelt von 5000€ zahlen, welches die Initiatoren zusätzlich zu den Kosten für Wasser und Erde durch Spendenaufrufe an die Gärtner auszugleichen versuchen. Es hat zudem die Auflage, nicht in die Erde zu bauen und somit keine Wurzeln zu schlagen. Vom Senat wird dies mit der Möglichkeit begründet, dass der Boden mit Schadstoffen belastet sei, wobei jedoch auch der Umstand eine Rolle spielen mag, dass ein Garten aus Hochbeeten einfacher aufzulösen ist als ein Garten mit Bodenbepflanzung. Die weitere Nutzung muss jährlich mit der Senatsverwaltung neu ausgehandelt werden und ist in ihrer Dauer und ihrem definitiven Ende bisher nicht klar umrissen.

Der Garten stand von Beginn an für alle Interessierten offen und jeder konnte sich nach Rücksprache mit einem der Initiatoren ein Beet bauen. Die Initiatoren treten vor Ort zumeist durch eine Präsenzphase am Samstagnachmittag auf, an dem die Beetvergabe geregelt wird, Fragen der Gärtner geklärt werden und Ideenaustausch stattfindet. Zudem weisen regelmäßige Rundmails an alle Gärtner auf Veranstaltungen im Garten hin. So werden Workshops zur Anzucht von Pflanzen angeboten und gemeinsame Picknicks organisiert. Die Initiatoren zeigen sich offen für Ideen und fordern die Gärtner zu Eigenengagement auf. Im Herbst 2011 hat sich eine sogenannte „Vor-Ort Gruppe“ gegründet, die als Bindeglied zwischen den Gärtnern und den Initiatoren fungieren soll und sich aus Gärtnern zusammensetzt, die viel Zeit im Garten verbringen. Sie soll einzelne Aufgaben im Garten übernehmen, wie etwa die Befüllung des Wassertanks, die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Gärtnern, die Beetvergabe oder die Beschaffung von Erde. Zudem sollen diese Gärtner als Ansprechpartner vor Ort fungieren, da die Initiatoren die meiste Zeit nicht anwesend sind.

Zusammenfassend ist für die weitere Betrachtung zu bedenken, dass (i) das Allmende Kontor in Person der 13 Initiatoren eingebettet ist in einen stark politisierten und umstrittenen Prozess der Stadtentwicklung einer mitten in Berlin gelegenen und in seiner Form und Größe einmaligen Fläche. Dass es (ii) eine Vielzahl historischer Entwicklungslinien vor Ort gibt, die in unterschiedlichem Maße präsent sind und rezipiert bzw. verschwiegen werden, bzw. dass es (iii) eine Reihe neuer interessengeleiteter Prozesse gibt, die in einem ambivalenten Machtverhältnis zueinander interagieren, und (iv) dass die Gärtner als Gestalter des Gartens zwar Eigeninitiative zeigen und sich relativ frei vor Ort einbringen können, die Organisation und Verhandlung aber durch die Initiatoren erfolgt und die Gärtner eine untergeordnete Rolle spielen. Die Vergemeinschaftungsprozesse der Gärtner müssen

daher im Kontext dieser historischen und räumlichen Persistenz und aktuellen Akteurskonstellation betrachtet werden. Da es sich bei dem Pionierprojekt Allmende Kontor um einen urbanen Gemeinschaftsgarten handelt, sollen im Folgenden die ideengeschichtlichen Strömungen urbaner Gärten aufgespürt werden. Welche dieser Ideen und Bezüge wirken in dem hier untersuchten Gemeinschaftsgarten? Was ist eigentlich ein Gemeinschaftsgarten und worin liegen die Unterschiede zu den in Berlin weit verbreiteten Klein- oder Schrebergärten? Diese Fragen beeinflussen das Selbstverständnis der Gärtner und die Bedeutung des Gartens.

3.2 Urbane Gärten

Die historischen Wurzeln der ersten Gärten sind schwer zu bestimmen, wobei bereits Gärten im alten Ägypten und bei den Römern bekannt waren (PÖRTNER 1986). Für meine Betrachtung ist jedoch erst die Entwicklung ab dem 19. Jahrhundert relevant, da mit der Bezeichnung „urbaner Gärten“ der Beginn der Beziehung von Urbanität und Garten beschrieben wird. Urbanität oder urbaner Lebensstil kann dabei als geschichtliche Kategorie verstanden werden, die in Zusammenhang mit dem Stadtwachstum, der Industrialisierung und Entwicklung des Kapitalismus im 19. Jahrhundert die „Lebensweisen, Werte und Verhaltensmuster, die sich unter dem Einfluss städtischer Umgebungen herausbilden“ (KNOX et al. 2001: 498) beschreibt.¹⁷ Die Anfänge der modernen Stadt sind an verschiedene kulturelle und soziale Transformationen wie der Entstehung von Lohnarbeit, der Trennung von Wohn- und Arbeitsort, oder neuen Konsum- und Transportmustern gebunden (JOHNSTON 2000), die auch die Entwicklung einer neuen Form von Gärten bedingt haben. Somit steht der Beginn der Entwicklung urbaner Gärten unmittelbar in Zusammenhang mit der Herausbildung urbaner Lebensstile und der modernen Stadt.

Urbane Gärten ist somit ein Sammelbegriff für die Vielzahl unterschiedlicher Gartenformen, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst als Armengärten und dann als Kleingärten in den schnell wachsenden Industriestädten entstanden sind, und trotz ihres funktionalen Wandels über die Zeit eine fast 200 jährige geschichtliche Persistenz aufweisen (3.2.1). Zudem gibt es viele neuere urbane Gartenformen, zu denen auch Gemeinschaftsgärten wie das Allmende Kontor gehören, die unter ver-

¹⁷ Bei einer heutigen Betrachtung stellt sich jedoch die Frage, ob Urbanität noch als Kategorie für die Differenzierung von Lebensstilen relevant ist, da eine klare Trennung von urbanen oder ruralen Lebensstilen zumindest im industrialisierten Europa nicht mehr eindeutig erscheint. Lebensstile, Erwerbsarten und Weltansichten sind nun nicht mehr zwangsläufig an den urbanen oder den ruralen Raum gebunden, die Übergänge sind vielmehr fließend. Nichtsdestotrotz können urbane Gärten wie das Allmende Kontor als ein originär städtisches Phänomen verstanden werden, da sie nicht nur die Bedürfnisse und Wünsche von Städtern ansprechen und auf dem Land in der Form wahrscheinlich nicht existieren würden, sondern auch im Sinne einer Heterotopie (FOUCAULT 2006) die Imagination des Anderen ermöglichen. Der Garten fungiert somit als Gegen-Ort zur Stadt, obwohl er ihr doch entspringt. Er verspricht die Erfahrung von Natur, Erholung, und Gemeinschaft und beruht gerade auf dem, was in seiner Form und Funktion dem Städtischen entgegensteht.

schiedenen Schlagworten wie *urban gardening* oder urbaner Landwirtschaft starke ideelle Bezüge u. a. zu der *community-garden* Bewegung der 1970er Jahre in den USA aufweisen. So müssen, obwohl Klein- als auch Gemeinschaftsgärten als urbane Gärten bezeichnet werden können, eine Reihe von Unterscheidungen getroffen werden (3.2.2). Ferner hebt MEYER-RENSCHHAUSEN (2011: 319) für die begriffliche Unterscheidung urbaner Gärten und der Landwirtschaft hervor, dass in Gärten per Hand und zumeist für den lokalen Eigenbedarf angebaut und in der konventionellen Landwirtschaft großflächig und mit dem Einsatz von Maschinen für einen anonymen Markt produziert werde. Zusätzlich sind urbane Gärten von städtischen Parks, Ziergärten und Grünanlagen zu unterscheiden, da sie ein Ort der Nahrungsmittelproduktion sind, auch wenn der Anteil sehr gering sein kann. Urbane Gärten sind somit in Städten gelegene, zumeist kleinteilige und per Hand bearbeitete Flächen, die in unterschiedlich ausgeprägtem Maße der Nahrungsmittelproduktion dienen.

3.2.1 Armen-, Schreber- und Kleingärten in Deutschland

Die Geschichte urbaner Gärten in Deutschland ist eng mit dem Bevölkerungswachstum, der Industrialisierung, der Verstädterung und den damit verbundenen sozialen Missständen im 19. Jahrhundert verbunden. Als eine Begründung für die Entstehung des Pauperismus und die zunehmende Land-Stadt-Migration führt BÄHR et al. das starke Bevölkerungswachstums an, was dazu geführt habe, dass dem „steigenden Arbeitskräftepotential kein vermehrtes Arbeitsplatzangebot gegenüberstand“ (1992: 703) und den Menschen auf dem Land somit die Lebensgrundlage fehlte und sie zur Umsiedlung gezwungen waren. Doch die Situation in den Städten verbesserte sich für sie nicht merklich. Auch hier waren die Lohnzahlungen gering, sodass sie nicht ausreichten, um ihre Familien zu ernähren. Die ersten sogenannten „Armengärten“, die als Vorläufer der heutigen Kleingärten¹⁸ gelten (VERK 1994: 27), entstanden etwa 1800 im Schleswig-Holsteinischen Kappeln, wo der Landgraf Carl von Hessen Ackerland in Gärten aufteilen und für wenig Geld zur Selbstversorgung an Tagelöhner und Handwerker verpachten ließ, um dem Hunger und der Verelendung entgegen zu wirken (BRANDO 1965: 20). Die Idee solcher sozialfürsorglichen Einrichtungen seitens staatlicher Stellen oder Großgrundbesitzern stammte aus England, wo die sozialen Folgen der Industrialisierung zuerst und am massivsten sichtbar wurden. Obwohl die Armengärten in Deutschland zuerst im ländlichen Schleswig-Holstein eingeführt wurden, gab es diese bald auch in den wachsenden Städten. 1826 hatten bereits 19 deutsche Städte solche Armengärten. Sie waren ein zumeist von der Stadtverwaltung ein-

¹⁸ Ein anderer Begriff ist der des Schrebergartens, auch wenn dieser auf eine andere geschichtliche Entwicklung zurückzuführen ist und mit dem Leipziger Arzt und Hochschullehrer Daniel Schreber (1808–1861) zusammenhängt. Schreber hatte sich für Kinderspielplätze eingesetzt. Nach seinem Tod wurde ein Verein für betreute Kinderspielplätze gegründet und nach ihm benannt. Einige Jahre später entstanden um diese Spielplätze herum Gemüse- und Blumenbeete, die nach und nach eingezäunt und mit Lauben bebaut wurden (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010a). So sind die Schrebergärten im Vergleich zu den Kleingärten das Produkt einer bildungsbürgerlichen Bewegung, bei der es um die Erziehung von Kindern und weniger um die Subsistenzwirtschaft ging. Heute werden beide Begriffe zumeist als Synonym verwendet.

gesetztes Mittel zur Linderung der Not vieler zugezogener Menschen in Zeiten schneller sozio-ökonomischer Transformation. So konnte der geringe Lohn durch das Anbauen von Nahrungsmitteln ergänzt werden, und der Garten bot einen Zufluchtsort aus den beengten Wohnverhältnissen vieler Arbeiter (VERK 1994: 27ff.). Zudem bot der Garten ein Umfeld, das den vom Land in die beengte Stadt migrierten Menschen die Lebensumstellung erleichterte.

Die ersten Kolonisten in Berlin nannten sich ‚Ackerbürger‘ und markierten so, dass sie in ihrem Denken und Fühlen noch dem ländlichen Leben verpflichtet waren, aber bereits ihr städtisches Dasein schätzten. Der Kleingarten milderte den Übergang vom ländlichen zum städtischen Leben, der Kleingärtner bildete ein Zwitterwesen aus Bauer und Proletarier. Jenen vom Land Hinzugezogenen boten der Garten und die Kolonie eine gute Möglichkeit, sich besser an der Großstadt zurechtzufinden, denn hier waren ihre Kenntnisse und Fähigkeiten aus der Landwirtschaft, die in der Stadt ansonsten keinerlei Wert mehr besaßen, noch nütze (WARNECKE 2001: 20–21).

In Berlin waren die Dynamik der Zuwanderung und die Armut besonders stark. Hier entstanden neben den ersten 1833 eingerichteten Armengärten eine Vielzahl wilder Kleingartenkolonien, die eine „Selbsthilfe der Betroffenen“ (MATTHÄI 1989: 147) waren und in ihrer Anzahl weit über die von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellten Flächen hinausgingen. Die unautorisierten Kleingartenkolonien mussten später anderen Nutzungen weichen oder wurden im Nachhinein legalisiert und existieren teilweise heute noch.

Aufgrund des enormen Bevölkerungszuwachses war der Wohnraum knapp, was zum einen sogenannte „Terraingesellschaften“ (VERK 1994: 30) nutzten, um mit dem vorhandenen Baugrund zu spekulieren und somit die Preise in die Höhe treiben. Boden wurde zu einem Spekulationsobjekt, sodass es aufgrund profitorientierter Bodengesellschaften zu radikalen Umsiedlungen und Enteignungen u. a. von Kleingärtnern kam (MATTHÄI 1989). Zum anderen entstand aufgrund des Wohnraummangels der Wohnhaustyp der Mietskaserne, die kaum ausreichend Platz für große Familien boten. In diesen Häusern waren die Wohnverhältnisse zumeist schlecht und die Menschen suchten nach einem Ausgleich, den sie in den Kleingärten fanden.

Um diesen Missständen zu entfliehen, errichteten viele Proletarierfamilien in Eigeninitiative Lauben auf unbebautem Gelände, das bis zur anderweitigen Nutzung brachlag und von den Eigentümern - Bodengesellschaften, Kommunen oder Privatpersonen - verpachtet wurde: Wenn, was in vielen Fällen geschah, wegen der akuten Wohnungsnot oder durch Exmission keine Unterkunft zur Verfügung stand, wurden auch Lauben als Behelfswohnheime hergerichtet. Sie dienten jedoch auch als Flucht aus den unmöglichen und beengten Wohnverhältnissen. Schon früh begann man, rund um die Lauben kleine Gärten oder Beete anzulegen und sie zu umzäunen. Durch den Anbau von Gemüse und Obst konnte die wirtschaftliche Lage aufgefrischt und der Ernährungsplan verbessert werden (ebd.: 149).

Somit ist die Entwicklung der Kleingärten „untrennbar mit den sozialen Problemen der schnell wachsenden Industriemetropole nach 1870 verbunden“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010a: 5), wobei die Armengärten in Berlin bis 1897 existierten. Kleingärten dagegen werden nicht von

staatlicher Seite finanziert. Vielmehr werden die in Kolonien zusammenhängenden Gartenparzellen von den Gärtnern für einen bestimmten Zeitraum gepachtet, wobei die Flächen von einem Zwischenpächter, in Berlin zumeist von den Kleingartenbezirksverbänden, verwaltet werden. Zudem haben sich im Laufe des frühen 20. Jahrhunderts vertragliche Regelungen und eine Reihe von Institutionen etabliert, die die Rechte und Pflichten der Kleingärtner regeln und schützen. Aufgrund der massiven Preisschwankungen der Pacht vor allem zu Kriegszeiten und bei Nahrungsmittelknappheit wurden 1919 in der Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung die Pachtpreise festgeschrieben und den Gärtnern eine Rechtssicherheit bezüglich der Kündigungen der Parzelle zugeschrieben (ebd.). Eine deutschlandweite Vereinheitlichung der gesetzlichen Regelungen wurde 1983 durch das Bundeskleingartengesetz geschaffen, das zum einen den Kleingarten definiert, die Gemeinnützigkeit von Kleingartenvereinen regelt, die maximale Höhe der Pacht festlegt, dem Verpächter eine Entschädigungspflicht für den Fall der Räumung einer Anlage auferlegt, sowie die Pflichten der Gärtner zur Pflege der Anlage regelt (Bundesministerium der Justiz 2012). Das Kleingartenwesen ist somit ein über 150 Jähriges städtisches Kulturgut, was sich immer wieder aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen angepasst hat. Vor dem hier geschilderten Hintergrund ist auch die heute noch hohe Anzahl von Kleingärten und deren Persistenz im Berliner Stadtbild zu verstehen, auch wenn sich die Funktion massiv verändert hat.¹⁹ So schreibt VERK:

Der Kleingarten hat aufgrund der allgemein verbesserten Wirtschaftslage für seine Nutzer vielfach die ursprüngliche Notwendigkeit zur Erweiterung des Nahrungsmittelbudgets verloren. Darüber hinaus hat sich im Kleingartenwesen [...] eine Verschiebung zugunsten Angehöriger höherer Einkommensgruppen vollzogen, die vermutlich in entscheidendem Maße auf die im Zuge fortschreitender Urbanisierung allgemein steigende Nachfrage nach ‚privatem‘ Grün zurückzuführen ist. Heute ist der Kleingarten in der Regel also weniger als ‚Sozial- und Ernährungsgarten‘ als vielmehr in seiner Funktion als ‚Freizeit- und Erholungsgarten‘ zu verstehen (VERK 1994: 1).

Diese Transformation der Funktion des Kleingartens vollzog sich seit den späten 1950er Jahren und ist u. a. mit einer Verbesserung der Lebensbedingungen in dem wirtschaftlich prosperierenden Nachkriegsdeutschland zu erklären. Damit einher ging eine Veränderung der Motivation vieler Gärtner. „Zunehmend relevanter wurde das Bedürfnis nach Erholung und Entspannung bzw. körperlicher Betätigung in freier Natur sowie die Ausgleichsfunktion des Gartens zur beruflichen Tätigkeit bzw. der wohnräumlichen Situation“ (ebd.: 217). Auch haben kulturelle Veränderungen dazu geführt, dass Kleingärten als Freizeitbeschäftigung und Lifestyle für viele zunehmend attraktiv wurden. Zudem haben seit den 1980er Jahren ein Wertewandel und eine „gestiegene Sensibilität für Umweltfragen“ (ebd.: 221) Auswirkungen auf die Bewirtschaftung der Gärten und das Selbstverständnis der Kleingärtner gehabt. Aktuell verzeichnen Kleingärten einen verstärkten Zulauf vor allem von jungen Men-

¹⁹ Heute gibt es in Berlin etwa 74.500 Kleingärten in 934 Kleingartenanlagen. Damit nehmen sie etwa 3,5 Prozent der gesamten Stadtfläche, bzw. eine Fläche von etwa 3.060 Hektar ein. Etwa drei Viertel der Kleingärten befinden sich im Eigentum des Landes Berlin (ebd.: 10).

schen, was als ein Trend zur Natur und einer Verschränkung urbaner und ländlicher Lebensstile gedeutet werden kann.

Urbane Gärten sind somit immer auch ein Gradmesser gesellschaftlicher Veränderungen und Wertvorstellungen, die sich in der Akzeptanz und Bedeutung der Gärten widerspiegeln. In diesem Sinne können auch die im Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor verhandelten Themen vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Veränderungen gedeutet werden. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Entwicklung der Kleingärten eng an die Entstehung der modernen Stadt gekoppelt ist, sich die Gärten stetig mit der Stadt weiterentwickelt haben und dabei als Spiegel der jeweiligen historischen Situation verstanden werden können.²⁰ Für ein Verständnis der sehr viel jüngeren Gemeinschaftsgärten und für die Besonderheiten des Allmende Kontors sind darüber hinaus jedoch noch andere ideengeschichtliche Bezüge relevant, die im Folgenden betrachtet werden.

3.2.2 Community-Garden Bewegung in den USA

Die *community-garden* Bewegung, beginnend in den 1970er Jahren in den USA, ist aufgrund der breiten wissenschaftlichen Rezeption und der ideellen Vorreiterrolle für hiesige Gemeinschaftsgartenprojekte von Bedeutung. So gibt es im deutschsprachigen Raum eine Vielzahl von Publikationen, die sich mit der Geschichte der Bewegung auseinandersetzen (GRÖNING 1998; GRÜNSTEIDEL 2000; MEYER-RENSCHHAUSEN 2004; MEES 2010). Auch im Allmende Kontor werden ideelle und organisatorische Bezüge zu den Entwicklungen dieser Bewegung hergestellt. MEYER-RENSCHHAUSEN, Mitinitiatorin des Gartens und Autorin zahlreicher Publikationen zu *community-gardens*, schreibt: „Die Idee des gemeinschaftlichen Gärtnerns stammt aus den USA. Seit bald 40 Jahren werden in den Innenstädten (...) *community gardens* betrieben“ (MEYER-RENSCHHAUSEN 2011: 319). So entstand 1973 der erste *community-garden* in New York, der heute in Gedenken an die verstorbene Gründerin und Pionierin der Bewegung „Liz Christy Community Garden“ heißt. Liz Christy war eine Künstlerin, die seit Ende der 1960er Jahre mit sogenannten *seed bombs*²¹ als Vehikel für das Bepflanzen nicht zugänglicher Flächen städtische Brachen begrünzte und die heute noch existierende NGO *Green Guerillas* gründete. Später entwickelte sich in Anlehnung hieran die weltweit bekannte Bewegung des *guerilla gardening* (JAHNKE 2010). Christy war es dann auch, die sich mit anderen Aktivisten durch das Entmüllen und Bepflanzen von Brachflächen in heruntergekommenen Stadtvierteln von New York für die Aneignung und Verschönerung des degradierten städtischen Raumes einsetzte und den ersten *community-garden* in Manhattan schuf (Spiegel Online 2011). Hieraus entstand eine ganze Bewegung, die in

²⁰ Dies ist auch im Zentrum Berlins beobachtbar. So wurden während und nach Ende des Zweiten Weltkrieges vor dem Brandenburger Tor Lebensmittel angebaut (LUTZE 1986: 70). Heute erinnern lediglich alte Fotos an diese ehemalige Raumnutzung.

²¹ Saatbomben sind handballengroße Kugeln aus Erde, Ton, Kompost und Samen, die zum Begrünen vor allem von schwer zugänglichen Flächen dienen.

den kommenden Jahren viele neue Gärten initiierte und dies mit sozial-politischen Forderungen verband.²²

Anders als die Entstehung der Armen- oder Kleingärten in Deutschland war die *community-garden* Bewegung von Beginn an eine aus der Zivilgesellschaft entstehende und politisch motivierte Bewegung, die auf soziale Veränderung durch eine Verschönerung des städtischen Umfeldes abzielte und die Rechte der Bürger an der Stadt betonte. Sie war somit eng mit der Bürgerrechtsbewegung der 1968er Jahren verbunden. „In the 1960s and 1970s, urban community gardens made a comeback. However, unlike earlier community gardening movements, which were born of public necessity for food, the community gardening movement of the 1970s arose out of social activism“ (HENDERSON & HARTSFIELD 2009: 12). Die Adressierung gesellschaftspolitischer Themen, wie die Bekämpfung von Kriminalität, die Stärkung von Nachbarschaftsbeziehungen, die umweltpolitische Bildung oder Verbesserung der Ernährung von Kindern etc., war ein zentraler Punkt der Bewegung. Es „ging den damaligen AktivistInnen um die aktive – zunächst illegale – Aneignung städtischen Raums durch Besetzung und seine Gestaltung nach den eigenen Vorstellungen“ (ROSOL 2006: Anhang 15). So war die politische Motivation entscheidend, durch das Neugestalten von heruntergekommenen urbanen Räumen als bunte Gärten auf gesellschaftliche Ungerechtigkeiten und Missstände hinzuweisen und diese in Eigenregie in einem *bottom-up* Ansatz zu verändern, bzw. den benachteiligten Gruppen Mittel zu geben, auf ihre Rechte aufmerksam zu machen oder sich selbst zu helfen. Hieraus entwickelten sich in New York heute noch politisch relevante Akteure wie die NGO *Green Guerillas* oder das städtische Gartenprogramm *Green Thumb*, die immer wieder für den Erhalt gefährdeter Gärten gekämpft, mit der Stadtverwaltung verhandelt und Gärtner in materieller und programmatischer Sicht unterstützt haben. Diese Institutionen dienen seither für viele andere Gemeinschaftsgärten weltweit als Vorbild. So besteht auch mit dem Allmende Kontor der Wunsch der Initiatoren, eine zentrale Organisationsinstanz für alle Gemeinschaftsgärten in Berlin zu schaffen, die dem Vorbild von *Green Thumb* in New York folgt, wobei jedoch hierarchische Strukturen wie im Kleingartenwesen vermieden werden sollen (Interview Meyer-Renschhausen).

3.2.3 Gemeinschaftsgärten heute

Gemeinschaftsgärten gehören heute in Deutschland neben anderen Gartenformen zu einer neueren Gartenbewegung, die neben der *community-garden* Bewegung Bezüge zu einer Fülle anderer sozialer, ökologischer und politischer Themen herstellt.²³ In Anschluss an ROSOL (2006: 6) kennzeichnet

²² Heute gibt es in New York über 500 und insgesamt in den USA etwa 6000 Gemeinschaftsgärten in 38 Städten (GITTLEMAN et al. 2010), wobei mehr als 30% der Gärten erst nach 1991 gegründet wurden (MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 17).

²³ In Deutschland gibt es laut Stiftung Interkultur zurzeit 126 interkulturelle Gärten, von denen viele jedoch auch Gemeinschaftsgärten sind. 68 weitere Projekte seien bereits in Planung (Stiftung Interkultur 2011).

Gemeinschaftsgärten (i) der allgemein öffentliche Zugang, (ii) die gemeinschaftliche gärtnerische Bewirtschaftung der Fläche, die (iii) durch das Eigenengagement der Gärtner aufrecht erhalten wird, wobei in Abgrenzung zu den Kleingärten noch hinzugefügt werden kann, dass (iv) eine Teilnahme nicht an einen Vereinseintritt und eine zu zahlende Pacht gebunden ist, (v) die Ordnung und Ästhetik der Beete nicht von vornherein vertraglich geregelt ist, sondern der Aushandlung unter den Gärtnern bedarf, und (vi) im Zusammenhang mit Gemeinschaftsgärten eine Reihe von Themen wie soziale Gerechtigkeit, ein Recht auf Stadt (vgl. HARVEY 2008; de SOUZA 2010), ein *reclaim the commons*, sowie nachhaltiges Wirtschaften in einer Postwachstumsökonomie diskutiert werden.

MEYER-RENSCHHAUSEN hebt neben dem Aspekt des *empowerment* benachteiligter Gruppen durch die Möglichkeit selbstbestimmten Handelns in einem von ihnen gestalteten Raum den verbindenden Charakter des gemeinschaftlichen Bewirtschaftens der Gärten und die Überbrückung von sozialen Differenzen hervor. Dieser Aspekt der Integration wird in einem anderen Zusammenhang ebenso von MÜLLER (2002) betont und auch von den Gärtnern des Allmende Kontors in den Interviews reflektiert (4.1). In Bezug auf die USA schreibt MEYER-RENSCHHAUSEN:

Als gemeinschaftliche Selbstversorgerarbeit ermöglicht der Gemüseanbau in den Nachbarschaftsgärten Schwarzen Amerikaner/innen und anderen people of colour, sich aktiv und aus eigener Kraft eine positive neue Identität zu verschaffen. In diesem Sinne ist Community Gardening eine soziale Bewegung, die Widerstand gegen die Ghettoisierung leistet und einer Spaltung der Gesellschaft in ‚weiß‘ und ‚schwarz‘ entgegenarbeitet. Dabei fördert der Zwang zur fortwährenden Verteidigung der Gärten eine Schule des Widerstandes, der Vernetzung und der Organisation und damit aktive citizenship, also aktive Betätigung als Staatsbürger (2005: 12).

Zudem betont sie die positiven Aspekte der Naturerfahrung im Kontrast zum Stadtleben und des Selbermachens mit den eigenen Händen (ebd.: 11). MÜLLER (2009) hebt die Möglichkeit der Mitsprache der Anwohner in der Beplanung ihres Viertels hervor. So sensibilisiere die Teilnahme an einem Gemeinschaftsgarten für das unmittelbare städtische Umfeld und trage dazu bei, dass sich die Menschen aktiv um eine Mitgestaltung bemühen und die Frage nach ihrem Recht auf Stadt neu stellen würden. Dabei geht es vor allem um eine Kritik an den durch das kapitalistische System produzierten urbanen Räumen und den daraus resultierenden sozialen Ungleichheiten, sowie um die Frage nach einem gerechten Zugang zu Ressourcen in der Stadt. So müsse deutlich werden, dass Städte nicht mehr nur „Orte des passiven Konsums sind, sondern auch Schauplatz von kreativen Neuaneignungen“ (ebd.: 85).

Ein weiterer Aspekt, der auch ausschlaggebend für die Namenswahl des Allmende Kontors war (Interview Meyer-Renschhausen), lässt sich unter dem Slogan *reclaim the commons* fassen. Dabei geht es um eine Kritik an den herrschenden Eigentumsverhältnissen von Boden vor allem in Europa und Nordamerika unter Berücksichtigung ihrer historischen Entstehung. Konkret wird der Verlust der

Allmende beklagt, einer der Allgemeinheit zugänglichen landwirtschaftlichen Nutzfläche im Mittelalter. LINN, Landschaftsarchitekt und Vordenker der *community-garden* Bewegung, stellt eine Verbindung zwischen dem *enclosure-movement* beginnend im 16. Jahrhundert in England sowie den heutigen Kämpfen um das Recht auf urbane Gärten her. Die Auflösung und Einhegung der bis dahin allgemein zugänglichen Allmende durch Privatbesitz ging einher mit der Kommerzialisierung der Landwirtschaft, dem Landverlust und der Verarmung vieler Bauern, und ermöglichte durch die Freisetzung der Arbeitskräfte letztendlich die beginnende Industrialisierung und Verstädterung. LINN stellt eine Verbindung zwischen der geraubten Allmende und dem heutigen Wunsch der Menschen nach Selbstbestimmung her, wobei das Anlegen von Gemeinschaftsgärten ein Mittel sei, die verlorene Allmende wiederzuerobern. Hierbei wird die Idee der Allmende als rurale Institution des ausgehenden Mittelalters auf die heutige Stadt übertragen und anschlussfähig zu machen versucht.

In reaction to the enclosure of the commons, people have asserted their inalienable rights to land, air, and water. Today a ground swell of community gardening, backyard gardening, and other greening activities is permeating the fabric of urban life. Interest in growing plants, especially for food, is so pervasive that one cannot help but experience urban gardening as an idea whose time has come at last (LINN 1999: 1).

Der Verlust und der Wunsch nach dem Wiedererlangen einer städtischen Allmende ist auch Thema des Allmende Kontors. Es wird ein selbstbestimmter Zugang zu einer der Allgemeinheit gehörenden Fläche für den Nahrungsmittelanbau postuliert. So heißt es auf der Webseite: „Öffentlicher städtischer Freiraum soll durch gemeinschaftliche, kooperative Nutzung und Gestaltung als Allmende (Gemein(schafts)gut) ins Bewusstsein gebracht, erleb- und gestaltbar gemacht werden“ (Allmende Kontor 2010). Auch MEYER-RENSCHHAUSEN zieht eine Verbindung zwischen der *community-garden* Bewegung und der Wiederaneignung der Allmende, die emanzipatorische Wirkung haben könne.

So wurde durch das Erfordernis, ein ‚Reclaim the Commons‘, also eine Wiederaneignung der Gemeingüter zu betreiben, aus dem Community Gardening eine emanzipatorische Bewegung. Aus Marginalisierten werden Integrierte, und aus ehemaligen Wahlverweigerern werden aktive Bürger, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen (MEYER-RENSCHHAUSEN 2005: 6).

Diese „Wiederentdeckung der Allmende“ (MÜLLER 2011a: 47) stellt dabei Bezüge zur Forschung der Politologin und Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom her und kritisiert die Fehlentwicklungen einer marktorientierten Erwerbslogik, die auf Profitmaximierung ausgelegt sei und dadurch Menschen unterdrücke und zu Umweltbelastungen führe. OSTROM (1990; 1999) hat im Kontrast zu dominanten ökonomischen Theorien gezeigt, dass Gruppen durch gemeinschaftliches Eigentum Ressourcen nachhaltig nutzen und verwalten können.

Neben diesen politisch-sozialen Dimensionen der Gärten spielen ökologische Überlegungen eine Rolle. So wird Kritik an einer industrialisierten Nahrungsmittelproduktion formuliert, welche die Kos-

ten für preisgünstige Lebensmittel externalisiere und zu enormen Umweltschäden vor allem in der Dritten Welt führe (MÜLLER 2011a: 25). Eine industrielle Nahrungsmittelproduktion degradiere nicht nur die Böden, verschwende Ressourcen und beute billige Arbeitskraft aus, sondern sei auf die Nutzung von Erdöl angewiesen, wobei es nach dem *peak oil* an der Zeit sei, Lebensmittel wieder regional anzubauen (MÜLLER 2010: 60). In einer „Postwachstumsökonomie“ (PAECH 2012), die auf fossile Rohstoffe verzichte, müssten Nahrungsmittel in Zukunft wieder vor Ort und mithilfe lokaler Arbeitskraft erzeugt werden. Da jedoch die meisten Menschen in Städten leben, müsse auch ein Teil der Nahrungsmittelproduktion wieder in den Städten erfolgen. Die neuen urbanen Gemeinschaftsgärten könnten für diese Problematik sensibilisieren, „Nahrungsmittelkreisläufe wieder erfahrbar zu machen“ (MÜLLER 2011b: 71) und Städtern eine Möglichkeit der Mitgestaltung ihres unmittelbaren öffentlichen Umfeldes bieten.

Diese dezentralen Strategien der urbanen Landwirtschaft sind in der Regel partizipativ und subsistenzorientiert, sie setzen soziale Vergemeinschaftungsprozesse in Gang und bringen Menschen wieder mit der unmittelbaren Nahrungsmittelproduktion in sinnlichen Austausch (ebd.: 70).

Somit sind Gemeinschaftsgärten Orte, mit denen eine Vielzahl von Themen in Verbindung gebracht werden, wie etwa (i) die Wiederaneignung der verlorengegangenen städtischen Allmende, (ii) die gemeinschaftliche Bearbeitung von städtischen Grünflächen zum Nahrungsmittelanbau für alle, (iii) das Schaffen eines Begegnungsortes für Menschen jeglicher Herkunft und Alters, um sich durch die Praktiken des Gärtnerns zu begegnen und voneinander zu lernen, (v) durch die öffentliche Sichtbarkeit und die mediale Inszenierung, sowie die von herkömmlicher Nutzung abweichende Ästhetik der Gärten auf die Möglichkeit einer anderen, alternativen Gestaltung öffentlicher Räume aufmerksam zu machen und die Frage nach dem Recht auf Stadt neu zu stellen, sowie (vi) auf das Thema einer ökologisch nachhaltigen Lebensmittelproduktion aufmerksam zu machen. Die stark vom Voluntarismus der engagierten Bürger geprägte Bewegung wird jedoch auch kritisiert, da befürchtet wird, dass Aufgaben, Arbeit und Kosten der Kommunen auf private Personen übertragen werden und der Bürger in die Pflicht genommen wird, regulierende Aufgaben wie die Gestaltung und Pflege des öffentlichen Raumes von den Kommunen zu übernehmen. Dabei spricht man auch vom Phänomen des „Regieren durch Community“ (HAYDN & TEMEL 2006: 14). Für eine kritische Diskussion siehe (ROSE 1996; ROSOL 2010, 2011).

Es ist interessant, dass nicht nur in der wissenschaftlichen Literatur, sondern auch bei den Gärtnern im Allmende Kontext der Gemeinschaftsgärten stärker mit gesellschaftspolitischen Themen und sozialem Aktivismus als mit der langen Tradition der Kleingärten in Verbindung gebracht wird. Das Allmende Kontext erlangt einen großen Teil seiner Bedeutung nicht nur durch die verhandelten Themen

und das aktivistische Selbstbild der Gärtner, sondern auch durch die Abgrenzung zum Kleingarten.²⁴ Stefanie Bock, Politologin am Deutschen Institut für Urbanistik, äußert im Deutschlandfunk hingegen Bedenken bezüglich einer klaren Abgrenzung von Gemeinschafts- und Kleingärten.

Man kann schon sagen, dass es trotz der Abgrenzung der Akteure voneinander - natürlich der Schrebergärtner versteht sich als Schrebergärtner und der Gemeinschaftsgärtner als Gemeinschaftsgärtner, es doch einerseits ne Verbindungslinie gibt, weil beide beschäftigt sind mit dem Verhältnis von Natur und Stadt. Und meine Prognose ist, dass sich beide Formen zunehmend ähneln werden. Aber dieser Hype, der junge Kreative bastelt in der Erde und versucht einen neuen Gesellschaftsentwurf entwickeln, hat sehr viel mit dem Klima auch in der Stadt Berlin zu tun und von daher würde ich bei einer Einschätzung der Bedeutung dieser Gärtner sehr vorsichtig sein. Der Trend, dass sich daraus bundesweit eine neue grüne Bewegung mit Kreativwirtschaft ableitet, ist meines Erachtens so noch nicht zu sehen (Deutschlandfunk 2011).

Zwar ist der Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor nicht etwas substantiell Neues, da die Ähnlichkeiten zu anderen urbanen Gärten groß sind. Aber das kaum mehr zu überblickende Spektrum an Gartenformen (Klein-, Gemeinschafts-, Interkultureller-, Selbstversorger-, Privatgarten, *city farm* usw.) und die feinen Differenzierungen dieser unterschiedlichen Gartenformen sind etwas Neues und lassen darauf schließen, dass das Thema urbaner Gärten in der breiten Gesellschaft intensiv verhandelt wird. Diese verschiedenen Gartenformen können dabei zum einen als Ausdruck postmoderner Unübersichtlichkeit, und zum anderen als Effekt gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse gedeutet werden. Die Gartenformen bieten dabei unterschiedlichen Lebensstilen identitäre Anschluss- und Distinktionsmöglichkeiten. So entscheiden gerade die „feinen Unterschiede“ (BOURDIEU 1996), ob sich jemand in einem Kleingarten oder einem Gemeinschaftsgarten engagiert.²⁵ Bei der Interpretation der Interviews müssen die Abgrenzungen der Gärtner zu anderen Gartenformen somit relativiert und als Distinktion bzw. identitätsstiftende Bedeutungsproduktion des konkreten Ortes verstanden werden.

²⁴ Eine Besonderheit des Allmende Kontors, auf die zur Unterscheidung des Projektes von Kleingärten hingewiesen wird, ist die fehlende Umzäunung. Es muss jedoch bedacht werden, dass die Umzäunung der Kleingärten zu Zeiten von Hunger und Not, und aus Angst vor Diebstahl entstanden sind. Da heute jedoch keiner der Gärtner des Allmende Kontors auf die Lebensmittel angewiesen ist, ist auch diese offene Gestaltung des Gartens möglich. Es lässt sich nur mutmaßen, wie sich das Allmende Kontor entwickeln würde, wenn sich die ökonomischen Verhältnisse verschlechtern würden.

²⁵ Fahnen sind als ästhetisch-gestalterisches Merkmal und Ausdruck persönlicher Zugehörigkeit und Distinktion nicht nur in Kleingartenanlagen beliebt. Auch im Allmende Kontor gibt es sie. Somit unterscheiden sich beide Gartenformen in diesem Punkt vorerst nicht. Allerdings gibt es hinsichtlich der Symbolik feine Unterschiede, da in Kleingärten zumeist Deutschland- oder Fußballfahnen, und im Gemeinschaftsgarten Piraten- oder Tibetfahnen zu finden sind. Somit unterscheiden sich die Fahnen in beiden Gartenformen nicht in ihrer Funktion, die es Menschen ermöglicht, sich auszudrücken und mit etwas zu identifizieren. Und doch gibt es feine Unterschiede in der Symbolik, die wiederum Einfluss auf die Bedeutung des Ortes hat.

II Empirischer Teil und Diskussion

4 Deutungen des Gartens

Der Park ist ganz groß, wenn man auf der Treppe runter kommt, ganz großes Areal. Wenn ich hier komme fühle ich mich wie in der Türkei, wenn ich so laufe oder fahre. Es gibt viele Parks, aber nicht wie hier. Da gibt es viele Bäume, das ist was anderes, aber hier ist offen, das ist schön (Interview Ahmed).

Man hat ja hier immer das Gefühl es ist keiner da. Es ist so viel Platz, dass 10000 Leute einfach nicht auffallen, wenn die hier drauf sind. Ich finde das toll, dass alle miteinander und nebeneinander hier auch liegen, und so lange die Leute draußen sind finde ich ist alles gut (Interview Anne).

Mitte April 2011 begannen die Initiatoren des Allmende Kontors mit dem Bau des Gemeinschaftsgartens auf dem Tempelhofer Feld. Zu Beginn entstanden vereinzelte Beete aus Holz, Stöcken und Paletten, die die Aufmerksamkeit von Anwohnern und Besuchern auf sich zogen und zum Mitmachen anregten. So entwickelte sich über den Sommer ein Garten, der Anfang August mit knapp über 280 Beeten die maximale Größe erreicht und die Fläche bis auf einen freien Korridor in der Mitte voll besetzt hatte (Abb. 2). Ein selbstgemaltes Holzschild wies darauf hin, dass Interessierte sich an einem Samstagnachmittag einfinden könnten und sich bei den Initiatoren mit Name und Emailadresse melden sollten. Sodann konnten sie ein Hochbeet bauen, wobei sie sich das Baumaterial selbst beschaffen mussten. An Samstagen wurde von den Initiatoren Erde für alle Gärtner besorgt. Ein großer Wassertank, mit einem Zahlenschloss gesichert, wurde regelmäßig befüllt und war für alle zugänglich (Abb. 3). Somit entstand mit Holz, Erde und Pflanzen auf der großen Freifläche des ehemaligen Flughafens in kurzer Zeit ein neuer Ort, der durch die diskutierten Themen und Akteure eine höchst hybride Identität entwickelte. Denn es hielten sich nicht nur die Initiatoren und Gärtner im Garten auf. Auch Spaziergänger kamen und picknickten oder fotografierten, und Journalisten filmten, interviewten und produzierten Beiträge. Dabei trugen alle durch ihr Handeln und die vielfältigen Deutungen zur Identität des Ortes bei, wobei der Ort mehr als nur ein Garten war, denn er war Projektionsfläche für eine Vielzahl von Imaginationen und Intentionen, die weit über den Anbau von Gemüse hinausgingen.

Die von mir interviewten Gärtner haben zu unterschiedlichen Zeitpunkten zwischen Mai und August ihr Beet gebaut. Einige sind bei einem Spaziergang auf dem Feld durch Zufall auf das Projekt aufmerksam geworden und haben sich spontan entschieden teilzunehmen, andere wohnen in der Nähe und haben längere Zeit überlegt, ob sie mitmachen wollen. Überwiegend haben die Gärtner wenig oder keine Vorkenntnisse und pflanzen zum ersten Mal ihr eigenes Gemüse. Dabei äußern viele, sie hätten schon länger einen Garten betreiben wollen und sehen es als eine Abwechslung zu ihrem Leben in der Stadt. Die Gärtner sind zwischen Ende Zwanzig und Mitte Siebzig, und es gibt einen ho-

hen Anteil ausländischer Gärtner aus allen Teilen der Welt. Sie nennen unterschiedliche Gründe, weshalb sie den Garten interessant finden und mitmachen. Diese Vielschichtigkeit der Beweggründe ist auch Daniel, einem meiner Interviewpartner, aufgefallen.

Aber ich glaube, dass die Leute hier so ganz unterschiedliche Interessen haben. Es gibt Leute, die haben eher Interesse, so wie einen Platz, einen Erholungsplatz hier haben. Es gibt Leute, die wollen wirklich ein Gemüsegarten hier anbauen. Es gibt Leute, die kommen mit der Shisha und rauchen, oder die spielen Karten ständig, so wie die Männer, die Herren da (Interview Daniel).

Die Gärtner bringen gesellschaftliche, politische oder ökologische Themen mit dem Garten in Verbindung, wodurch eine Fülle von Deutungen des Ortes entsteht und der Garten eine hybride Identität erhält. Diese gelebten Vorstellungen gilt es im Folgenden anhand des Interviewmaterials in drei Themenschwerpunkten aufzuarbeiten; als „Ort des sozialen Kontaktes“, „Ort der Naturerfahrung, guten Ernährung und kreativen Gestaltung“, sowie als „Ort des Protests und anderen Denkens“.

4.1 Ort des sozialen Kontaktes

Ich meine, würde jeder, der hier ein Beet hat, die Beete würden räumlich voneinander getrennt werden, dann würde jeder auch so sein Ding machen im Garten. Aber da das hier alles so zusammen ist und so offen, dann ist es mit Sicherheit viel, viel mehr als die Summe der einzelnen Komponenten. Ich glaube, das ist sehr fruchtbar hier (Interview Flo)

Viele Gärtner beschreiben den Garten als einen Ort des sozialen Kontaktes und der Möglichkeit, Menschen kennenzulernen, wobei sie in unterschiedlicher Form auf die Idee der Gemeinschaft anspielen (4.1.3). Der Garten wird im Kontrast zum Rest der Stadt als Ort beschrieben, an dem es leichter falle, Menschen kennenzulernen und an dem man diese zufällig wiedertreffen könne. Der Ort biete einen Anlauf- und Treffpunkt, sowie eine Beschäftigung. Einige beschreiben eine stärkere Verbundenheit mit ihrem Stadtviertel, wenn sie Gärtner, die sie vom Sehen kennen, in ihrem Viertel wiedertreffen und sich mit ihnen unterhalten. Für andere geht von diesem Kennenlernen eine gefühlte Sicherheit aus, die sich positiv auf das Alltagsleben außerhalb des Gartens auswirke und die sie fremden Menschen verbundener fühlen lasse. Der Garten wird außerdem als Ort des Sich-Helfens beschrieben, wo die Bereitschaft tatkräftiger Unterstützung etwa beim Bauen der Beete groß sei. Manche Bekanntschaften hätten sich sogar schon in Freundschaften erweitert. Die Vorstellungen und Wünsche über Art und Intensität der Kontakte variieren jedoch. So stehen neben Gärtnern, die gerne intensiveren Kontakt und mehr gemeinschaftliche Aktivitäten hätten auch Gärtner, die den Garten vor allem als Ort der Ruhe und des In-Sich-Kehens beschreiben, und keinen Kontakt suchen. Diese graduellen Unterschiede im Bedürfnis nach sozialen Kontakten schließen sich jedoch nicht gegenseitig aus. Der Garten ist ein Ort, der Gemeinschaft ermöglicht, aber nicht forciert und somit Gemeinschaft mit einer *opt-out Funktion* ausstattet. Barbara umschreibt das so, „dass man hier immer

unter Leuten ist, dass man immer Kontakt hat. Ich meine, man kann seine Ruhe haben, aber man kann eben auch anders, das ist das Tolle hier“ (Interview Barbara).

4.1.1 Kontakte knüpfen, Beschäftigung und Freizeit

Thomas bezeichnet sich bescheiden als hilfswilligen Nutzer, ist aber eine der guten Seelen des Gartens. Er kennt fast jeden und alle kennen ihn. Frühpensioniert, lebt er in einer Mietwohnung mit direktem Blick auf das Feld und ist somit viel im Garten. Er gibt gerne Auskunft und ist gut informiert über alle Neuigkeiten vor Ort, da er in engem Kontakt mit den Initiatoren steht. Eine Zeitlang hat er sich um die Befüllung des gemeinschaftlich genutzten Wassertanks gekümmert. Seine Erfahrungen mit den Mitgärtnern beschreibt er so:

Also so viele, kann ich klar und deutlich sagen, so viele Leute hätte ich sonst auf keinen Fall kennengelernt. Auch so viel verschiedene. Weil es doch so ein Begegnungs- und Treffpunkt ist, wo der Garten so ein Medium ist, Überbringer ist quasi, wo es nicht darum geht jetzt, sprichst du den auf der Straße an oder nicht. Sondern es kommt automatisch, man begegnet sich, läuft aneinander vorbei oder steht am Wasser an oder sonst irgendwas. Und dann kommt man ins Gespräch und dann sieht man den wieder und dann grüßt man sich, sieht den auch mal außerhalb, weil die meisten ja doch hier in der Gegend wohnen. Das hat schon was Verbindendes und zum Kennenlernen und das sehe ich auch als sehr positiv an (Interview Thomas).

Der Garten ermöglicht Thomas, mit Menschen in Kontakt zu treten und erleichtert das Kennenlernen. Er erwähnt das verbindende Moment des Gartens. Für ihn gehe es darum „Leute zu treffen. Zu quatschen, mal mehr oder weniger verbindlich, unverbindlich, je nachdem. Das ist schon, für mich insofern auch nochmal wichtig, weil ich bin Rentner, (...) und ja, hab eigentlich nicht so viel Kontakt da automatisch“ (ebd.). Ähnlich äußert sich Barbara, die auch in unmittelbarer Nachbarschaft lebt und frühverrentet ist. Sie sitzt während des Interviews im Schatten ihres Beetes in einem Liegestuhl und verbringt viel Zeit im Garten. Für sie bietet dieser die Möglichkeit, nah am Wohnort Menschen zu treffen.

Ja, ja. Das war auch so meins, wo ich dachte, das ist toll, da kann man mal hingehen, da lernt man mal Leute kennen und so. Und weil es auch gleich so vor der Tür ist. Auch abends gerade. Das war auch gerade so meins, wo ich dachte, das mach ich (Interview Barbara).

Maria ist 69 Jahre und wie Thomas und Barbara Rentnerin. Sie lebt in einem Wohnprojekt in der Nachbarschaft und hatte dort in der Nähe eine Zeitlang einen anderen Garten betrieben. Allerdings stand dort das Bewirtschaften der Parzellen im Vordergrund, und nicht die Gemeinschaft wie im Allmende Kontor. Neben dem Garten engagiert sich Maria bei Attac und anderen sozialpolitischen Projekten und interessiert sich auch im Garten dafür, aus einer Brache „was Schönes“ (Interview Maria) zum machen. Alle drei haben sich im Garten kennengelernt und stehen in freundschaftlichem Kon-

takt. Maria betont den guten Kontakt zwischen Menschen, die nicht mehr arbeiten und den Ort als Treffpunkt sehen.

Also was ganz gut ist, hier sind öfter Leute, die wie ich, ich arbeite ja nicht mehr, und die auch nicht mehr arbeiten oder so. Und dann sieht man sich öfter und das ist irgendwie so zusammengewachsen. Dass man sich, wenn man sich sieht, dass man sich unterhält (ebd.).

Alle drei betonen die Vorteile, die der Garten biete, Menschen auf ungezwungene Weise kennenzulernen. Häufig bilden gärtnerische Themen den Anfang eines Gesprächs. Maria beschreibt, wie sie eine Familie aus Peru kennengelernt habe. „Und da hinten die Familie aus Peru, die habe ich ja nun kennengelernt über den Spinatbaum. (...) Und die haben gedacht ‚was, wo hast du das denn her? Das haben wir doch in Peru‘“ (ebd.). Daraufhin hätten sie auch einen Spinatbaum gekauft und seitdem kennt man sich. Der Garten und die Tätigkeit des Gärtners bieten somit eine Reihe von Anschlüssen für Gespräche und Kontakte.

Der Garten bietet jedoch nicht nur älteren Menschen, die nicht mehr arbeiten, einen Ort des Austausches. Auch Lara, die sich am Ende ihres Studiums befindet und sich viel im Garten engagiert, berichtet über Freundschaften, die sich aus dem Garten ergeben haben. Auf die Frage, ob sie schon jemanden kennengelernt habe, sagt sie:

Ja einige. Und ich finde das auch toll, dass sich wirklich auch Sachen daraus ergeben. Also bei Susanne war ich jetzt zum Essen eingeladen. Und wir wollen mal nach Brandenburg rausfahren am Wochenende zusammen. Und mit den türkischen Familien trinke ich oft Tee und wir essen zusammen, da werde ich oft eingeladen. Und dann habe ich ja eben diesen Kurdisch Lehrer hier gefunden. Also es ist schon auch mehr als einfach nur sich mal gegenseitig das Beet gießen geworden inzwischen. Das finde ich ganz schön (Interview Lara).

Lara spricht Türkisch und ihr gefällt der Kontakt zu den türkisch-sprachigen Gärtnern. Sie nutzt den Garten als Kontaktbörse und hat hier über andere Gärtner einen kurdisch-sprachigen Lehrer gefunden, bei dem nun mehrere Gärtner Kurdisch-Unterricht nehmen. All diese Kontakte entstanden im Garten und über die Tätigkeit des Gärtners. So hat Lara ein interkulturelles Fest für Kinder und Erwachsene organisiert, zu dem jeder Essen und Getränke mitgebracht hat und man sich kennenlernen konnte. Für sie ist der Garten vor allem Ort sozialer Aktivitäten.

Also mir sind die Kontakte am Wichtigsten, und so das Gemeinschaftliche. Ich habe schon Lust noch mehr Aktivitäten hier so zu starten. Ein Fest zu organisieren oder wie den Kurdisch Unterricht oder vielleicht auch andere Sachen. Tülay hatte die Idee mal hier Yoga zu machen zusammen und solche Sachen fände ich schön (ebd.).

Dabei ist wichtig zu betonen, dass diese Aktivitäten aus den Ideen und dem Engagement der Gärtner entstehen und in keiner Weise institutionalisiert sind oder vereinsähnliche Strukturen aufweisen wie etwa der Stammtisch in vielen Kleingärten (VERK 1994). Allerdings gibt es mit der Vor-Ort Gruppe erste Anzeichen einer Verstetigung dieser losen Arrangements hin zu einer fester organisierten sozia-

len Institution. So hat die Vor-Ort Gruppe über den Winter regelmäßig zu Treffen in einem nahegelegenen Café eingeladen.

Auch wird von einigen Gärtnern als positiv empfunden, dass man im Garten andere Leute zufällig treffen könne, ohne sich vorher verabreden zu müssen. Man habe einen festen Ort, wo man hingehen könne, und immer sei jemand dort. Lara sagt hierzu:

Es [ist] für mich toll, dass es ein Ort ist an den ich gehen kann und es ist fast immer jemand da. Das ist was, was mir in der Stadt sonst oft fehlt. Also ich komme aus einer Kleinstadt und habe in Tübingen angefangen zu studieren, was ja auch deutlich kleiner ist, und da finde ich gibt's das viel mehr, dass man einfach durch die Stadt geht und Leute zufällig trifft. (...) und hier ist das für mich einfach total schön, wenn ich Sonntags nichts vorhabe, hierher zu gehen und zu wissen, da ist jemand. Und dann ergibt sich das spontan, Tee zu trinken oder einen Film zu gucken oder Kurdisch zu machen oder Türkisch zu sprechen. Das ist was, was mir sonst echt fehlt in Berlin (Interview Lara).

Der Garten schafft einen Kontrast zur Anonymität der Großstadt und bringt eine Steigerung der Lebensqualität mit sich. Der Ort fügt sich in die Struktur des Alltags der Gärtner und ihre *mental map* der Stadt ein, indem er alltägliche Routinen mit Gartenerfahrungen durchbricht und im Kontrast zur zeitlichen Strukturiertheit des städtischen Alltags steht. So sagt Lara, dass man sich sonst in der Stadt immer für eine bestimmte Tätigkeit und Zeitspanne an einem Ort verabreden müsse, um in Kontakt zu kommen. Sie treffe andere Freunde beim Chor oder anderen Hobbies, im Garten sei man jedoch offener und freier.

Also es gibt Freunde, die wohnen direkt um die Ecke, und wenn ich mich nicht verabrede, treffe ich die nie. Obwohl ich sicher bin, dass die den gleichen Supermarkt benutzen und die gleiche U-Bahnhaltestelle (...). Und so ein Garten, man kommt halt auch leicht ins Gespräch. Man fragt sich irgendwie, was wächst bei dir und wie läuft es bei dir im Garten und bist du oft hier und dann geht es halt zu anderen Themen. Ich würde die nicht alle auf der Straße ansprechen und die fragen, was weiß ich, was fragt man dann [lacht]. Wenn die nicht gerade Hund dabei haben oder ein Kind dann ist das sehr schwierig. Also ich finde ein Garten ist ein guter Gesprächsanfang sozusagen (ebd.).

Ähnlich äußert sich Christiane, die dreißig Jahre alt ist und als Sozialpädagogin arbeitet. Für sie übernimmt der Garten eine Funktion des zufälligen Treffens von Leuten, was sie nur aus ihrer Jugend kennt und sonst in der Stadt vermisst.

Also es war total oft so, mit irgendjemandem hat man sich dort getroffen, ohne dass man sich groß verabreden musste. Das ist auch ein interessanter Punkt, weil das kenne ich nur aus meiner Jugend, wo man immer so einen festen Ort hatte, an dem man sich getroffen hat. Und dann gab es das ganz lange nicht, und dann war auf einmal dieser Garten da. (...) Der Garten war dann wieder so was, wo man sich unabhängig, ohne dass man sich verabreden musste, sich getroffen hat. Und einfach nur da war, nett zusammengesessen hat und Picknick gemacht hat irgendwie und einfach den Tag genossen hat (Interview Christiane).

Zudem wird von mehreren Gärtnern ein Zugehörigkeitsgefühl erwähnt, das vor allem in Kontrast zu anderen städtischen öffentlichen Parkanlagen entstehe. Der Garten bietet einen höheren Grad an

emotionaler Bindung und sozialem Anschluss, da die Gärtner hier aktiv gestalten können und der Garten identitätsstiftend wirkt. Maria betont dieses Gefühl dadurch, dass sie nun einen Ort habe, wo sie dabei sei: „Ja, und einen Ort zu haben, wo ich hingehen kann. Ich finde das einen Unterschied, ob ich irgendwo hingehge und mich auf die Wiese lege oder ob da so ein Punkt ist wo ich sag, da bin ich auch selber dabei. Wir sagen ja immer das ist unsere Sommerresidenz [lacht]“ (Interview Maria).

In dieser „Sommerresidenz“ spielt der Freizeitwert eine große Rolle, denn der Garten ist vorerst ein Ort der Entspannung und nicht der Arbeit. So halten sich die gärtnerischen Pflichten des Unkraut-Jätens und Gießens aufgrund der Beetgröße in Grenzen. Dies betont Barbara:

Und vor allen Dingen ist es ja schön, es ist ja eine Beschäftigung, es artet ja nicht in Arbeit aus mit so einem kleinen Stück. Weil so einen großen Garten möchte ich gar nicht haben. Weil mir das viel zu viel wäre. Also da kannst du dich ja im Grunde nicht mal so groß hinsetzen, dann bleibt irgendwas liegen. Und dann muss man immer irgendwas tun. Aber das ist eben schön hier (Interview Barbara).

Die meisten Gärtner sehen den Garten nicht als Arbeit, Pflicht oder Stressfaktor an und betonen, dass sie nur kommen und gießen wenn sie wollen.²⁶ Andere verspüren einen positiven Druck, aktiv zu werden und rauszugehen. So stellt Lea, die in der Nähe des Gartens in einem großen Wohnprojekt wohnt und als Kunstlehrerin arbeitet, ihre Faszination für den Garten wie folgt dar:

Das zu gestalten, draußen zu sein. Klar du kannst dir auch einfach eine Wiese suchen und dich da hinsetzen und draußen sein, aber so hat man natürlich noch einen zusätzlichen Grund nochmal dahinzugehen. Zu sagen, ‚ok da muss ich heute was anpflanzen, mal gießen, kann mich da gemütlich hinsetzen‘ (Interview Lea).

Izmir ist 76 Jahre alt und Rentner. Er lebt seit 50 Jahren in Deutschland und hat über 30 Jahre in Berlin in einer Fabrik gearbeitet. Geboren ist er in der Türkei. Für ihn sei der Garten vor allem ein Ort der Konversation und des Kartenspiels. „Wenn hier, guck mal, schön sitzen und unterhalten, wenn wir Lust haben Karten spielen, oder Tee Kaffee mitbringen. Oder ein bisschen hier rumlaufen. Andere Leute besuchen, was die machen. Weiter nichts“ (Interview Izmir). Für ihn sei der Garten kein richtiger Garten, wie es ihn in der Türkei gebe, wo in größeren Mengen Gemüse angebaut werde. „Aber hier ist nicht richtig Garten, ein bisschen klein. Leute kommen zusammen und unterhalten sich. Ist keine große Sache ... Macht Spaß einfach (ebd.). Izmir betont wie viele andere, dass das Soziale wichtiger sei als das eigentliche Gärtnern und Ernten von Gemüse. Im gleichen Interview betont Ahmed, der den Garten zuerst nicht wollte, dann aber von seiner Frau überredet wurde, dass sie nun einen Ort hätten, zu dem sie gehen könnten, wobei der soziale Kontakt das Wichtigste des Gartens wäre:

²⁶ Für den geringen Druck können zwei Erklärungen dienen: (i) fünf meiner elf Interviewpartner sind nicht in einem festen Arbeitsverhältnis. Dies lässt vermuten, dass diese Personen mehr Zeit zur Verfügung haben und sich die Zeit im Garten freier einteilen können, und somit kein Zeitdruck durch den Garten entsteht; (ii) einige Gärtner betonen, dass die Verantwortung für das Beet relativ gering sei, weil man dafür nicht bezahle, sodass eine Assoziation des Gartens mit Arbeit oder Druck nicht entsteht.

Wie er gesagt hat, grüne Pflanzen, dann kann man hier sitzen und unterhalten. Es geht nicht um die Pflanzen, sondern Unterhaltung, ein bisschen Beschäftigung. Dann bestimmt, dass wir ein kleines Beet haben, haben wir ein Ziel und das wir hierher kommen können. Das haben wir früher nicht gehabt, trotzdem haben wir Spaß gehabt, hierher zu kommen, aber wir haben uns nicht hingeworfen. Jetzt haben wir einen richtigen festen Platz. Deswegen kommen wir täglich.

Frage: Und die Pflanzen sind nicht so wichtig?

Wichtig schon, aber was kann man machen? Einmal essen, fertig. Hauptsache ist die Beschäftigung, das ist das Wichtige (Interview Ahmed).

4.1.2 Toleranz, Integration und gefühlte Sicherheit

Der Effekt der sozialen Kontakte spiegelt sich auch in den Reflexionen mancher Gärtner über ihr verändertes Verständnis des Stadtviertels und ihrer Bewohner wider. So beschreibt Christiane die positiven Auswirkungen einer Art Diffusion der Kontakte des Gartens in die angrenzenden Stadtviertel:

Aber die Leute, (...) ich treffe die auch teilweise hier in der Gegend. Und dann rede ich halt auch mit denen, also das ist dann auch halt ‚Hi, wie geht es?‘. Also auch außerhalb des Gartens, ich verabrede mich jetzt nicht mit denen, aber ich treffe ganz viele, immer mal wieder. Weil die doch schon hier verteilt wohnen. Und dann ist es auch nett, also ich freue mich dann auch, und redet man auch kurz miteinander, man tauscht sich kurz aus. ‚Und, warst du mal wieder im Garten?‘ oder ‚Was machst du jetzt so?‘. Und das ist schon witzig (Interview Christiane).

In einem anderen Zusammenhang äußert Thomas, dass er durch den Kontakt mit verschiedenen Leuten zum einen toleranter sein und Vorurteile abbauen könne und sich sicherer, weniger isoliert und besser fühle, wenn er Leute vom Sehen kenne und grüßen könne:

(...) man kennt ja auch schon ein zwei drei Leute vielleicht vom Sehen und dann lernt man die hier kennen, und denkt ‚naja, mein Gott, der ist eigentlich doch anders als du gedacht hattest‘. Wer redet, schlägt sich nicht auf den Kopf, so heißt es ja immer. Und so dieses Kennenlernen, das bringt schon auch so ein bisschen was, das muss ich schon sagen. (...) hier den Herrn mit den Krücken. Den hab ich vorher schon immer öfter gesehen, jetzt kenne ich ihn, weiß ein bisschen was über ihn. Unterhalte mich ab und zu mit ihm, wir grüßen uns. Dann ändert sich das schon im Positiven. (...) Ich fühle mich nicht mehr ganz so isoliert, das muss ich schon ganz klar und deutlich sagen. Und wenn man denn auch nochmal so einen trifft auf der Straße, und selbst wenn man nur ‚Hallo‘ sagt, das ist halt was anderes, als wenn man immer nur geht und geht immer nur an den Leuten vorbei. Man fühlt sich heimischer und auch sicherer, wenn man so Leute kennt. Das ist so mehr meins, und nicht mehr so ‚ach, ich bin hier der Fremdkörper‘ oder so (Interview Thomas).

Der „Herr mit den Krücken“ ist ein türkischer Herr Anfang Sechzig, der nach einem Arbeitsunfall auf Gehhilfen angewiesen ist und fast täglich im Garten ist. Auch er wohnt in unmittelbarer Nachbarschaft, ist ein Bekannter von Izmir und Ahmed und war bei unserem Interview anwesend, hat sich aber nicht geäußert. Die von Thomas beschriebene Annäherung an „so Leute“ oder auch die „bunte Mischung“ der Gärtner, die von vielen anderen auch erwähnt wird (vgl. Interviews Maria, Anne, Barbara), ist vor allem eine Umschreibung für den Kontakt mit Migranten, der durch den Garten ent-

steht. Dieser Kontakt, sei es nur durch ein Kennen vom Sehen oder ein „Hallo“ auf der Straße, resultiert u. a. in einem Gefühl der Verständigung und dem Abbau von Unwissenheit voneinander. Auch in der wissenschaftlichen Literatur werden Gemeinschaftsgärten als Orte der Integration beschrieben (MÜLLER 2002; SHINEW et al. 2004). In ähnlicher Weise argumentiert Christiane und beschreibt, dass sie fasziniert sei von der Verständigung der Menschen untereinander, wobei sie nicht nur die Verständigung mit Migranten, sondern auch Menschen unterschiedlichen Alters und Bildungsschichten meint:

Aber für mich selbst ist es mehr so eine Verständigung irgendwie, also eine Verständigung zwischen den Menschen. Das ist ja durchaus ein politischer Moment. Das Verständnis für eine andere Kultur zu bekommen, und auch näher zusammenzuwachsen und auch Missverständnisse abzubauen, weil es funktioniert halt einfach nun mal bei denen so, bei uns so. (...) Und das ist mehr so wie so eine Integration vieler Menschen, die zusammenkommen und versuchen als Gemeinschaft so zu funktionieren. Und das Phänomen ist ja, es funktioniert ja. Also ich finde, das ist wirklich phänomenal (Interview Christiane).

Christiane sagt, dass sie sich für Integrationsfragen in der Gesellschaft interessiere und der Garten ihr Hoffnung mache, dass Integration funktionieren könne. Sie sei fasziniert, dass eine Annäherung der Kulturen in „diesem kleinen Kosmos“ (ebd.) des Gartens funktioniere, sie sich aber frage, warum es nicht im großen Rahmen gelinge. Eine Erklärung dafür sieht sie darin, dass die Erfahrung vor Ort alle Beteiligten ein wenig gleicher mache und man sich nicht abgrenzen müsse.

Naja, da ist halt eben nicht die Notwendigkeit, sich gegenüber anderen abzuschotten. Weil jeder trifft sich auf so einer gewissen Ebene, das ist es nicht irgendwie das ‚ich habe aber eine tolle Wohnung‘ oder so. Das spielt halt keine Rolle. Jeder ist da, der Schnittpunkt ist halt das Gärtnern, das ist warum alle da sind. Und alles andere entwickelt sich halt einfach ganz natürlich (ebd.).

Aufbauend auf diesen Aussagen und meinen Beobachtungen vor Ort schließe ich, dass im Vergleich zu anderen städtischen Freizeitaktivitäten die Durchmischung verschiedener Altersgruppen, nationaler und sozioökonomischer Herkunft der Menschen im Garten relativ hoch ist und viele Kontakte zustande kommen, die sich in stärker ausdifferenzierten und interessenbezogenen Tätigkeiten wie Fußball- oder Kegelveereinen, beim Angeln, Skateboarden oder Theaterbesuchen nicht ergeben würden. Der Garten kann positive Erfahrungen schaffen, indem unterschiedliche Lebenswelten in Kontakt treten, die sich in dieser Form sonst in der Stadt nicht getroffen hätten.

4.1.3 Vorstellungen von Gemeinschaft

Mark ist Mitte Dreißig, er arbeitet als freier Journalist und wohnt in fußläufiger Nähe zum Garten. Während des Interviews sitzen wir auf einer Bank im Garten und trinken Tee aus einer mitgebrachten Thermoskanne. Mark betreibt das Beet mit seinem Freund Cory und beschreibt ein Gemeinschaftsgefühl im Garten, das in einem Kontrast zum Rest der Stadt stehe:

Ja, das fand ich von Anfang an erstaunlich. Dass das hier ganz anders funktioniert als im Rest der Stadt, also als würde hier so ein Schalter an den Leuten umgeschaltet. Sobald die Leute auf der Straße sind, ist ja jeder immer so für sich, wie in einem Cocon. Keiner spricht miteinander, das ist alles so ... Jeder funktioniert irgendwie, aber man spricht nicht miteinander. Und hier sprechen sich wildfremde Leute an, oder die Leute gehen nur hier durch und lächeln und jeder grüßt dich. Es geht fast keiner an dir vorbei ohne ‚Hallo‘ zu sagen, oder irgendwie seine Meinung dazu zu äußern oder Fragen zu stellen. Manchmal ist es schon fast zu viel (Interview Mark).

Dieses Gefühl von Verbundenheit ist orts- und tätigkeitsgebunden. Der Garten als Ort und das Gärtnern als Tätigkeit markiert die Gruppe von Menschen, die Mark als eine Art Gemeinschaft beschreibt. Sie bildet sich durch ein „intuitive field, identified by a readily recognizable kind of relationship“ (CALHOUN 1998: 391). Dieses intuitive Feld entsteht durch eine leicht identifizierbare Verbindung der Menschen über den Ort und die Tätigkeit und erzeugt ein Gefühl der Verbundenheit. Die Gärtner laufen durch den Garten und erkennen andere Gärtner daran, dass sie mit einer Gießkanne Wasser holen oder an ihrem Beet arbeiten und Unkraut jäten, und unterscheiden sich dabei von Passanten. Lara sagt: „Finde ich schon, auf jeden Fall dass der Garten das Gemeinschaftliche fördert. Weil es ein Ort ist, an dem die Leute sind und an dem man Zeit hat und ins Gespräch kommt“ (Interview Lara). Ein intuitives Feld des Sich-Begegnens umschreibt auch Christiane mit dem Garten als ein „Schnittpunkt“ (Interview Christiane), der Menschen zusammenbringe:

Also, alleine irgendwie das Sich-Begegnen hat einen total großen Stellenwert finde ich. Weil man kommt mit vielen Leuten in Kontakt irgendwie, die man sonst nicht kennen würde, ganz einfach. Mit denen hätte ich sonst keinen Berührungspunkt, weil es keine Schnittpunkte gibt. In dem Fall ist aber der Garten der Schnittpunkt (ebd.).

Weitere Aspekte der Vergemeinschaftung sind das Sich-Helfen und das gegenseitige Verleihen von Werkzeug. So stellen Izmir und Achmed heraus, dass sich alle Gärtner untereinander helfen und man das Beet vom Nachbarn bei Gelegenheit gieße:

Achmed: Wenn zum Beispiel unser Nachbar sagt, ich gehe zwei drei Tage weg, dann gießen wir. Ansonsten nicht.

Izmir: Nachbarn helfen auch Nachbarn, wenn sie nicht da sind.

Achmed: Wir haben uns gegenseitig immer geholfen, als wir hier gebaut haben. Nagel gegeben, Hammer, Säge, immer getauscht (Interview Izmir und Achmed).

Neben den Gesprächen unter den Gärtnern, dem Sich-Helfen und Verleihen von Werkzeug werden gelegentlich Feste mit Musik, Essen und Trinken organisiert. Daraus entstehen Erfahrungen der Gemeinschaft nach innen, da diese Erfahrungen an einem bestimmten Ort und mit einer begrenzten Gruppe von Menschen gemacht werden. Zudem wird von vielen Gärtnern die Mischung der beteiligten Menschen im Garten betont, die jedoch trotz der vermeintlichen Diversität eine gemeinsame Idee teilen, die alle verbinde. So sagt Mark:

Und dann finde ich es eben auch toll, dass es so eine Mischung ist aus jungen Leuten, aus älteren Leuten, aus Familien, und zum Teil Kinder. (...) Das finde ich dann toll, diese Mischung aus Leuten. Das ist ja auch recht international. Da ist ein Holländer, da ist ein Amerikaner, Cory ist Italiener, Türken, Araber, und so. Und alle haben irgendwie so eine gemeinsame Idee oder so ein gemeinsames Ziel (...) (Interview Mark).

Dieses Erlebnis geteilter Werte und Ziele ist ein grundsätzliches Merkmal von Gemeinschaften (2.3), wobei als konstituierendes Merkmal der Gemeinschaft im Garten immer wieder die Diversität der Beteiligten angesprochen wird. Der Kontakt unterschiedlicher Menschen ist somit ein Merkmal der Gemeinschaft im Garten.

Allerdings weist die Vergemeinschaftung im Garten Besonderheiten auf. Da fast alle Beete Individualbeete und baulich voneinander getrennt sind, entstehen die neuen Kontakte und das Gemeinschaftsgefühl in den Zwischenräumen; bei Gesprächen zwischen den Beetnachbarn oder beim Anstehen am Wassertank. Die meisten Gärtner pflegen vor allem ihr eigenes Beet. Lediglich wenn der Nachbar sie darum bittet, gießen sie auch dessen Beet mit. Graduelle Unterschiede bestehen im Verständnis darüber, was man in den Beeten der anderen Gärtner darf oder nicht. Lea und Daniel etwa kümmern sich nicht um die Beete anderer oder würden es nur tun, wenn sie ausdrücklich darum gebeten werden. Und Daniel sagt: „Bei mir ist immer das Gefühl, dass ich immer das Eigentum von jemand anders angreife, wenn ich dort was mache. Vielleicht finden die Leute das nicht so toll, wenn ich dort was mache“ (Interview Daniel). Andere Gärtner fühlen sich weniger gebunden und jäten auch mal beim Nachbarn das Unkraut mit (Interview Anne). Somit ist durch die individuelle Organisation der Beete das tatsächliche Gärtnern eher durch einzelne Kleingruppen geprägt und die meisten Gärtner sehen die Beete als ihre eigenen an. Durch die Offenheit und enge Bauweise hingegen stehen sie in stetem Kontakt zu den Nachbarn. Allerdings müssen sich die Gärtner nicht damit auseinandersetzen, was angepflanzt werden soll, wer Erde besorgt oder wie der Garten in nächster Zukunft finanziert wird. Diese Aufgaben übernehmen die Initiatoren oder werden von jedem selbst entschieden. Daher sind die Gärtner nur zu einem geringen Anteil aufeinander angewiesen. Auch gibt es aufgrund der Größe des Gartens wenige Gelegenheiten, alle Gärtner gleichzeitig zu treffen. Thomas sagt etwa, dass der Garten groß und unübersichtlich geworden sei und man nicht dazu komme, alle kennen zu lernen (Interview Thomas). Zu den Beschreibungen von Gemeinschaft muss daher angemerkt werden, dass wohl keiner der Gärtner alle anderen kennt oder regelmäßig sieht. Gemeinschaftlichkeit ist somit eher ein vages Gefühl von ortsgebundener Zugehörigkeit, wie es Thomas beschreibt:

Ich bin eigentlich im Prinzip, wenn das Wetter halbwegs ist, gerne draußen. Und vorher habe ich das meistens durch Spazierengehen erledigt, auch sicher mal irgendwo eine halbe Stunde gegessen, sicher auch mal was mitgenommen zu essen oder zu trinken, eine Decke und so. Aber das ist jetzt hier schon angenehmer, weil ich habe so einen festen Platz, man ist nicht

ganz so das Blatt im Wind auf dem Feld, sagen wir mal so. Sondern man hat so einen Platz wo man in Anführungsstrichen hingehört (ebd.).

Allerdings zeichnet sich das Gemeinschaftliche vor Ort durch eine Selektivität aus. Auch Thomas ist sich nicht sicher, ob er von Gemeinschaft sprechen sollte: „Die Gemeinschaft, oder was heißt Gemeinschaft, ist jetzt vielleicht ein bisschen hochgestochen gesagt, aber so den Kontakt zu vielen anderen Leuten, das ist für mich auch ein ganz wichtiger Faktor eigentlich geworden“ (ebd.).

So ähnelt der Garten im Kleinen der Unübersichtlichkeit der Stadt im Ganzen, da sich innerhalb der Gruppe der Gärtner aufgrund von Sympathie, Alter, Interessen, aber auch ethnischer Herkunft kleine Untergruppen bilden. Zwar bildet der Garten eine identitäre Kategorie, der sich die Gärtner verbunden fühlen, aber der Garten besteht dann wiederum aus vielen verschiedenen sich differenzierenden und voneinander abgrenzenden Praktiken und Prozessen, die teilweise auch konfliktreich verlaufen.

4.1.4 Grenzen der Gemeinschaft

Neben einigen Gärtnern, die vor Ort neue Menschen kennen gelernt haben und das Gemeinschaftliche betonen, äußern sich andere zurückhaltender oder gar enttäuscht. Die Bewertung des Gemeinschaftlichen weist graduelle Unterschiede auf. Lea beschreibt den Kontakt eher verhalten:

Ab und zu gehe ich mal rum und gucke, bei den anderen oder so, was die angepflanzt haben. Oder man kommt auch mal in Gespräche mit den anderen. Zum Beispiel da vorne war eine Frau, eine türkische Frau, die hatte dann Radieschen gerade geerntet und ich hatte gerade Minze, und dann haben wir uns ausgetauscht. Das ist eigentlich ganz nett (Interview Lea).

Auf die Frage, ob sie denn schon andere Leute kennengelernt habe, sagt sie: „man [kommt] immer mal so in Kontakt mit den anderen, also dass man mal so kurz redet oder so. Ja, das ist ja immer so schwer ‚kennen gelernt‘ oder ... Man sagt sich ‚hallo‘, oder wechselt ein paar Sätze oder man grüßt sich mit Namen. Irgendwie gibt es da so einzelne Stufen“ (ebd.). Lea und Daniel betreiben ihr Beet in einer größeren Gruppe von fünf Leuten, die sich zu Beginn nicht alle kannten. Sie beschreibt vor allem die intensive Bauphase des Beetes und wie diese ihre Beetgruppe zusammengeschweißt habe. Dadurch habe sie jedoch kaum andere Leute kennengelernt, da sie zumeist mit Freunden hierher komme. Ähnlich äußert sich Charlotte, die Ernährungswissenschaften studiert hat und nun auf Jobsuche ist, und die ich mit ihrem Freund Flo zusammen interviewt habe. Obwohl sie alles „total klasse“ (Interview Charlotte) finde, sei sie bisher nicht zu Gärtnertreffen oder zu Festen gegangen und habe auch nicht viele Menschen kennengelernt. Sie sei „nicht so die Kontaktfreudigste“ (ebd.), sodass sie nicht zu anderen hingehge und ein Gespräch beginnen würde. Das ändere nichts daran, dass sie den Garten gut finde, allerdings habe sie auch keine Zeit und große Lust, viele Leute kennen zu lernen. Somit zeigt sich, dass es graduelle Unterschiede in den Bedürfnissen gibt, Leute kennen zu lernen oder nicht. Auch Anne, die im Schillerkiez wohnt, zur Zeit jobbt und ein außergewöhnliches Beet mit

einer erhöhten Plattform zum Sitzen gebaut hat, sagt, dass sie im Garten sei, um ihre Ruhe zu haben und zu entspannen (Interview Anne). Zwar habe sie schon viele Leute kennengelernt, allerdings gehe sie nicht zu den Picknicks und den Organisationstreffen und sei somit gar nicht so „im Kollektiv drin“ (ebd.). Zwar finde sie den Garten und „alles total geil“ (ebd.), doch interessiere sie sich wenig für gemeinschaftliche Aktivitäten oder das Konzept des Gartens und was die Initiatoren für Ziele verfolgen. Sie sehe den Garten eher als Ort der Ruhe.

Vor allem jüngere Gärtner äußern, dass sie nicht an Kontakten im Garten interessiert seien oder viel Wert auf eine Gemeinschaft legen, sondern dass der Garten vor allem ein Ort für ihre individuellen Bedürfnisse oder Treffpunkt für ihren Freundeskreis sei. Sie scheinen mit der sozialen Situation des Gartens und der individuellen Organisation der Beete zufrieden. Allerdings gibt es auch Gärtner, die von der Gemeinschaft enttäuscht sind. So merkt Barbara an, dass „ja diese Idee des Gemeinschaftsgartens hier nicht so verwirklicht wird“ (Interview Barbara). Barbara kritisiert, dass „jeder so ein bisschen auf seins [d. h. sein Beet fixiert] ist. Und dass eigentlich, wie das immer ist in allen Projekten oder was, wenn irgendwas ist, eine Veranstaltung, dass es doch immer am Ende die Gleichen sind. Es bildet sich so ein ... Aber das ist immer so, das ist überall so. Damit muss man leben“ (ebd.). Sie finde es schade, dass sich immer die gleichen Gärtner für die Gemeinschaft engagieren und die meisten Gärtner jedoch auf ihr eigenes Wohl und Beet achten:

Ja ich denk eben so, dass man sich so austauscht. Dass man eben so sagt, ‚ach Mensch, dann mache ich dieses Jahr Kräuter‘, der andere sagt, ‚ich mache einen Kürbis, oder ich mache Zucchini‘, und dann kann man sich so ein bisschen das austauschen. Was ich auch noch so vermisste, aber das müssen wir auch mal besprechen, dass einfach Leute, die so Sachen gemacht haben und das dann nicht ernten, dass die vielleicht einfach sagen, ‚Mensch hier wir sind jetzt nicht da, könnt ihr ernten‘. Oder auch nicht mal mit gießen, dass mal einer Bescheid sagt. Ich denke immer, man kann doch seinen Nachbarn ansprechen. Das funktioniert eigentlich nicht (...) (ebd.).

Zudem bedauere Barbara, dass das angebaute Gemüse nicht in Gemeinschaft verbraucht werde. So seien die meisten Gärtner darauf bedacht, ihre Ernte mit nach Hause zu nehmen, und nicht vor Ort zu essen oder mit anderen zu teilen:

(...) dass man einfach so erntet und das so gemeinschaftlich auch vielleicht mal irgendwas verbraucht. Ich habe das ja auch mal versucht zu machen mit meinem Kürbis. Ja, hatte ich mal so einen großen Topf Suppe und haben wir hier abends gegessen und so. So was finde ich eben schön. Und wenn manche eben viel Zucchini haben und sagen, ‚ach ich hab jetzt hier mal eine Zucchiniquiche gemacht‘ oder so. Aber das passiert nicht so. Das finde ich so ein bisschen schade. Das würde ich schön finden (ebd.).

Diesem Wunsch liegt auch der Gedanke zugrunde, den Garten als Ort der Nahrungsmittelproduktion ernst zu nehmen. So kritisiert Barbara an anderer Stelle, dass sie es nicht verstehen könne, wenn Gärtner das Gemüse verfaulen ließen und sich nicht um die Ernte kümmerten (ebd.). So werden Unterschiede deutlich, wie viel Relevanz die Gärtner dem Anbau und Ernten von Gemüse beimessen.

Während einige Gärtner den Ort als schönen, grünen Ruhepol in der hektischen Stadt verstehen, bei dem die Pflanzen vor allem zur Atmosphäre beitragen, legen andere Wert auf den respektvollen Umgang mit den Pflanzen und der Ernte. Hier schwingen auch unterschiedliche Vorstellungen darüber mit, wie viel Arbeit in die Pflege der Beete investiert werden müsse, und dass es neben Rechten auch Pflichten gebe. Es kommt zu Konflikten und der Einschätzung, dass die Gemeinschaft nicht funktioniere. Welche Konsequenzen aus diesen Konflikten und Einstellungen gezogen werden sollten, wird unterschiedlich bewertet. Mark merkt beispielsweise an, dass er für eine gut funktionierende Gemeinschaft strengere Regeln nicht befürworte:

Es funktioniert ja als Gemeinschaft. Bei einigen funktioniert es vielleicht weniger, aber dann muss man denen vielleicht auch so ein bisschen Hinweise geben, wie Gemeinschaft funktionieren sollte oder könnte. Ja gut, wie funktioniert Gemeinschaft? Das eben auch wieder von eben, am besten es gibt keine Regeln und es regelt sich alles von selbst. Man hilft sich gegenseitig, man tauscht Werkzeug aus, oder hilft, wenn man irgendwas zusammenzimmern muss, hilft man sich (Interview Mark).

Bestimmte Themen werden durchaus kontrovers diskutiert. Welche Art von Regeln sich die Gemeinschaft selbst geben wird, ist jedoch noch offen, denn dafür ist das Projekt noch zu jung. Bisher erscheint die Mehrzahl der Gärtner die sozialen Kontakte positiv einzuschätzen und die Kritiker bilden eher die Minderheit. Zudem scheint der Ort die Möglichkeit zu bieten, dass sich jeder Gärtner nach seinen individuellen Neigungen entscheiden kann, wie viel und an welchen Aktivitäten er oder sie sich beteiligen möchte. So müssen sich diese unterschiedlichen Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit nicht widersprechen oder gar miteinander kollidieren, sondern können nebeneinander existieren.

4.2 Ort der Naturerfahrung, guten Ernährung und kreativen Gestaltung

Die Idee eines Gartens in der Stadt spielt mit einem vermeintlichen Gegensatz von Stadt und Land bzw. Stadt und Natur, der in der Alltagssprache weite Verbreitung findet. BAUSINGER (1978) zeichnet den Topos des gesunden Dorfes und der verdorbenen Stadt in Deutschland nach und führt diesen auf eine Verklärung und Überhöhung der Natur und des Landlebens zurück, die in der Zeit der Romantik entstanden sei und bis heute nachwirke. Natur habe damals als „Ziel schlechthin [gegolten], zu dem der Mensch aus den Verirrungen des zivilisierten Lebens zurückkehren sollte“ (ebd.). Auch heute sind die von Städtern vertretenen Vorstellungen von dem Leben auf dem Land und in der Natur häufig positiv konnotiert und regen verschiedene romantisierende Imaginationen eines „guten Lebens“ an. Allerdings lässt sich aufgrund veränderter Lebensstile, zunehmender Mobilität und rasanten städtischen Wachstums ein Stadt-Land-Gegensatz räumlich nicht mehr eindeutig nachvollziehen (vgl. 3.2). Vielmehr gibt es eine Fülle von Verknüpfungen zwischen Stadt und Land, die eine klare Gegenüber-

stellung erschwert. So sind Naturerfahrungen nicht auf den ländlichen Raum beschränkt, sondern, wie im Folgenden gezeigt wird, auch im Gemeinschaftsgarten in einem städtischen Umfeld möglich. Dabei kann in Anlehnung an einen konstruktivistischen Ansatz davon ausgegangen werden, dass „Natur“(-Elemente) erst durch ihre Einbettung im gesellschaftlichen Diskurs relevant werden, in dem die Gültigkeit bestimmter Bedeutungsinhalte und Wertungen begründet wird. In diesem Diskurs definiert - bzw. konstruiert - die Gesellschaft „Natur“ (CHILLA 2005: 184). Vorstellungen davon, was Natur bzw. natürlich ist, werden somit symbolisch, sprachlich und diskursiv produziert, unterliegen stetigen Veränderungen und beruhen nicht auf einer Substanz Natur. Vielmehr ist Natur ein stark normatives und emotional beladenes Bild oder Ideal, welches sich über Zeit verändert. Auch der Garten und die Tätigkeiten vor Ort werden von den Gärtnern als Erfahrungen von Natur beschrieben. Diese Naturvorstellungen stehen dabei in Zusammenhang mit der Beobachtung des Pflanzenwachstums und Fragen der Ernährung, sowie mit ästhetischen Fragen des Gartens und der Möglichkeit der eigenen Gestaltung. Dabei kann die Auseinandersetzung mit diesen Themen als ein Vergemeinschaftungsprozess verstanden werden, bei dem es zu einer Aushandlung und Herstellung verschiedener Bedeutungen des Ortes kommt und in der Gemeinschaft zu Gruppenbildungen und Ausgrenzungen führt.

4.2.1 Wachstum erfahren und gute Ernährung

Thomas berichtet aus seinen Erfahrungen im Garten,

dass es so einen Trend gibt der Leute, so, naja, nicht zurück zur Natur, aber so in das Gärtnerische, Pflanzliche. Dass das schon irgendwie auch zugenommen hat durch viel Pflaster, viel Beton oder weiß ich was oder so. Ähnlich wie Waldspaziergänge, so mal Ruhe finden in Anführungsstrichen und das in Anführungsstrichen Natürliche sehen. Und da glaube ich hilft der Garten schon eine ganze Menge. Und ich glaube schon auch, dass der von den Spaziergängern vielen Leute Freude macht (Interview Thomas).

Viele Gärtner äußern eine emotionale Verbundenheit mit dem Garten, die durch die gärtnerische Tätigkeit und die Erfahrung von Natur entsteht. Sie sind fasziniert von der Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des Pflanzenwachstums. Thomas sagt: „Man nimmt halt einfach Anteil an dem Fleckchen Erde, was man da beackert. (...) Ich weiß nicht, ob das ein Urtrieb ist oder so, aber es ist schon so, dass das fast alle irgendwie berührt, wenn aus dem Samenkorn denn eine Kohlrabi wird oder so was“ (ebd.). Das Wachstum der Pflanzen, welches ohne großes Zutun der Gärtner erfolgt, wird von vielen als befriedigend und erfüllend beschrieben. Charlotte mag „gerne so Sachen, die auch einfach so ein Resultat zeigen. (...) Und ich bin schon ein bisschen stolz, (...) dass man ab und zu Radieschen ernten konnte, und Rucola Salat und dass das halt schon so funktioniert“ (Interview Charlotte). Da viele Gärtner bisher wenig oder keine gärtnerischen Vorkenntnisse hatten, kann die Faszination für das Wachstum der Pflanzen und „dass das halt schon so funktioniert“ (ebd.) mit den ersten Erfah-

rungen erklärt werden, die sie mit den gärtnerischen Tätigkeiten verbinden. Die Beobachtung dieses Prozesses, der scheinbar wie von selbst abläuft, wird als „natürlich“ (Interview Christiane) beschrieben, da es die Beobachtung von Etwas ist, was sich dem Verständnis entzieht und scheinbar aus sich selbst heraus eine eigene Kraft entwickelt. Für Christiane war „diese Kartoffelgeschichte (...) das Gartenhighlight dieses Jahr“ (ebd.). Ein Freund von ihr hatte ein Netz Kartoffeln mitgebracht, das er beim Containern²⁷ gefunden hatte. Diese gefundenen Kartoffeln lagen eine Zeit in Christianes Wohngemeinschaft und haben „dann irgendwann angefangen zu keimen, und dann dachten wir uns so, bevor wir die jetzt wegwerfen, wir pflanzen die mal ein. Und das ist so ein krasser Kreislauf eigentlich, so vom Müll in die Erde und dann echt halt drei Kilo neu draus gemacht“ (ebd.). Aus den beim Containern gefundenen Kartoffeln, die Christiane dann im Garten eingepflanzt hat, entstanden drei Kilo neue Kartoffeln, die sie anschließend mit der „Beetgemeinschaft“ (ebd.) gegessen haben. Dieses Erlebnis, aus bereits weggeworfenen Lebensmitteln neue Nahrungsmittel wachsen zu sehen, habe sie fasziniert, „das war für mich echt so eine Erfahrung ‚oah, krass‘. Die ollen Kartoffeln, und die haben jetzt so viele neue gemacht, und wir haben echt gut davon gegessen. Das war hervorragend muss ich sagen“ (ebd.).

Neben der Faszination für das Wachstum der Pflanzen äußert Charlotte die Idee von Selbstversorgung, die viele im Garten teilen. „Und es ist schon auch gut zu sehen, dass man so was halt selbst anpflanzen kann und man sich, wenn man wollte, sich selbst versorgen könnte. Mit so halt Grundsachen“ (Interview Charlotte). Auf die Frage, ob sie sich eine Selbstversorgung vorstellen könnte, antwortet Flo: „Konkret nicht. Vielleicht kann man rumspinnen oder so, wenn man ein bisschen was getrunken hat, kann man schon auf gute Ideen kommen“ (Interview Flo). Auch Charlotte bezeichnet die Idee als „Träumereien“ (Interview Charlotte). Sie finde es „schon cool irgendwie. Ja, weil man ja eigentlich auch gar nicht so viele verschiedene Sachen braucht, wie es jetzt im Supermarkt gibt. Also ich kaufe sowieso immer die gleichen Sachen, und die könnte man auch anbauen“ (ebd.). Der Garten bietet die Möglichkeit, diese zum Teil romantisierende Vorstellung von Selbstversorgung auszuprobieren, ohne jedoch davon abhängig sein zu müssen. Allerdings gibt es auch Gärtner, die den Gedanken an Selbstversorgung ernsthafter verfolgen und dies als großen Wunsch äußern (Interview Bärbel).

Lara merkt an, dass viele Menschen heute nicht mehr wüssten, wo die Lebensmittel herkommen und kritisiert die allgemein verbreitete Unwissenheit in Bezug auf die Produktion von Nahrungsmitteln.

²⁷ Containern bezeichnet das Durchstöbern von Abfallcontainern vor allem großer Supermärkte nach unverdorbenen Lebensmitteln. Da viele Supermärkte Lebensmittel aufgrund von Mindesthaltbarkeitsdaten, Druckstellen oder purem Überfluss nicht mehr verkaufen, werden diese weggeworfen. Neben Bedürftigen wird Containern auch von politischen Aktivisten betrieben und als Thema aufgegriffen, um auf die Verschwendung von Lebensmitteln aufmerksam zu machen.

Es fehlt halt oft so eine Idee davon, wenn man was isst. Also mir ja zum Teil auch, aber dann isst man so Fertigzeug und hat keine Ahnung was da drin ist und wie so ein Salat wächst oder ob eine Tomate am Strauch wächst oder im Boden. Ja, warum finde ich das wichtig? Um einen Bezug zur Natur zu haben letztendlich. Das nicht einfach alles nur aus dem Supermarkt kommt. Klar, es wächst ja auch nicht alles so wie hier, es gibt ja auch viel mehr Massenproduktion, aber dass man eine Idee hat (Interview Lara).

Nach Laras Aussage drückt sich der „Bezug zur Natur“ durch das Wissen aus, was man isst, was in dem Essen enthalten ist und wie diese Lebensmittel wachsen. Viele Menschen haben diesen Bezug jedoch verloren, da die meisten ihr Gemüse im Supermarkt kaufen und selbst nie eigenes Gemüse angebaut haben. Flo merkt an, dass der Garten einen Bildungseffekt haben könne:

(...) zum einen glaube ich, sind ganz viele hier, weil sie einen anderen Bezug zum Essen haben wollen oder erfahren können hier auf jeden Fall. (...) Das ist wie so eine Bildungsfunktion hier auch hat so ein bisschen. Dass die Leute so ein bisschen über das Essen allgemein nachdenken. Es soll ja tatsächlich Menschen geben, denen kannst du mit verbundenen Augen eine Tomate und ein Stück Sellerie in den Mund stecken und die wissen gar nicht genau, was das ist. Und es fällt einem ja auch leicht, wenn man durch den Supermarkt geht, und sich alles in Convenience-Form kaufen kann. Man weiß ja tatsächlich gar nicht mehr, wo es herkommt. Und hier sieht man das an jedem einzelnen Beet, dass Pflanzen rauskommen, die halt irgendwie wachsen (Interview Flo).

Im Garten kann man durch Anpflanzen eigenen Gemüses unmittelbar beobachten, wie dieses wächst. So entsteht ein Bruch zu der urbanen Routine, Lebensmittel im Supermarkt zu kaufen. Charlotte hingegen relativiert Flos Aussage und gibt zu bedenken, dass die meisten Gärtner sich schon vorher Gedanken über Ernährung gemacht hätten und dass die Menge des geernteten Gemüses so gering sei, dass es den Supermarkt nicht ersetzen könne. „(...) ich habe gar nicht so gesehen, dass die Leute so viel geerntet haben. Salat hatten wir jetzt mal eine Woche, und das war super, aber wir haben das nicht nur angepflanzt, um keinen anderen Salat mehr kaufen zu müssen“ (Interview Charlotte). Auch andere Gärtner sehen, dass die geernteten Mengen sehr gering seien und der Garten gekauftes Gemüse nicht ersetzen könne (Interviews Thomas; Mark). So lässt sich konstatieren, dass der Garten aufgrund der kleinen Anbaufläche keinen Ersatz zum Supermarkt bieten kann. Vielmehr ist der Garten ein Experimentierfeld, das den Gärtnern ein gutes Gefühl gibt, in der Natur zu sein und Abwechslung zum urbanen Alltag zu haben.

Ein weiterer Gedanke ist der des ganzheitlichen Ablaufs von Anbau, Pflege, Ernte und Verarbeitung der Pflanzen, an dem Christiane ihre Freude hat: „Ich finde es halt auch schön, so Sachen zu pflanzen, zu sehen wie sie wachsen, und dann letztendlich zu verarbeiten. Das ist irgendwie so natürlich. Der Bezug ist uns doch total verloren gegangen“ (Interview Christiane). Thomas beschreibt „dieses ganze Naturromantische, oder wie auch immer man das dann bezeichnen will“ (Interview Thomas). Für ihn habe es einen großen Reiz, sich „tatsächlich von der Scholle zu ernähren, also die Erdbeeren dann gleich zu essen oder zu verarbeiten oder die Kirschen, oder die Äpfel, den Kohl, das mache ich gerne“

(ebd.). Die Natürlichkeit entsteht hier durch den scheinbar ganzheitlichen und zyklischen Prozess des Anpflanzens, Erntens, Weiterverarbeitens und Konsumierens von Lebensmitteln. Da dieser Zyklus heute im Alltag der meisten Menschen in viele Einzelschritte zerlegt ist und von verschiedenen Industrien und Dienstleistern gewinnbringend übernommen wird, können die Erfahrungen im Garten auch einen subversiven Charakter annehmen, für bestimmte Zeit aus diesem Zyklus auszubrechen und sein Konsumverhalten zu überdenken. Der Garten ermöglicht ein Verständnis für eben diese Verbundenheit der Prozesse zu entwickeln, ohne jedoch von ihm abhängig sein zu müssen.

Diesen Erfahrungen liegt ein Verständnis von guter Ernährung zugrunde, das sich neben der Bevorzugung eines ganzheitlichen Produktionsansatzes auch durch Kontrolle auszeichnet. Bärbel würde am liebsten einen eigenen Schrebergarten betreiben, da sie sich gerne aus dem Garten selbst versorgen würde. Bärbel schmeckt ihr selbstangebautes Essen am besten.

Es ist einfach anders. Ich weiß in etwa, was drinne ist. Und das schmeckt einfach anders, kann man machen, was man will. Ich weiß zwar nicht, was in der Erde drin ist, aber ... Aber ich weiß, dass ich keinen Dünger reingemacht habe, keine Pestizide und so weiter. Also da kann ich schon mal sagen, das ist nicht drinne, ja (Interview Bärbel).

Die Erfahrung des guten Geschmacks ergibt sich daraus, die Pflanzen selbst gezogen und wachsen gesehen zu haben und den Anbau selbst kontrollieren zu können. Auch Mark meint, er habe dabei ein gutes Gefühl. „Du hast es selber gegossen, du hast gesehen wie es ran gewachsen ist und du hast es selber geerntet. (...) Ja also die Energie, die man da rein gibt ist da ja auch drin“ (Interview Mark). So entsteht ein bewusstes Verhältnis zu der eigenen Ernährung, da man selbst mit der Produktion beschäftigt ist. Zudem geht diese Erfahrung mit einer normativen Einstellung gegenüber der Nahrungsmittelindustrie einher. Mark sagt:

Unser Ziel hier ist es auf jeden Fall alte Sorten [anzupflanzen], das haben wir bis jetzt nicht so gemacht, aber alte Sorten ran zuziehen. Und nicht so dieses Standardzeug, was man im Supermarkt so kriegt. Und was ja zum Teil auch viel besser ist. Die vielleicht auch robuster sind und auch besser schmecken. Und dass man sich so unabhängig macht von dem Handel, der uns immer nur die drei Standardsorten von jedem verkaufen will (ebd.).

Gute Ernährung wird nicht nur mit dem Selber-Anbauen und dem damit verbundene Wissen assoziiert, was in den Lebensmitteln enthalten ist, sondern auch mit der Wahl des Saatguts. Gute Ernährung bedeutet für den Verbraucher, die Kontrolle darüber zu haben, was man isst und was in den Lebensmitteln enthalten ist. Christiane merkt an,

dass die Menschen doch sehr wohl daran interessiert sind, an mehr Natürlichkeit. So ein bisschen so eine Rückbesinnung, irgendwie, was essen wir eigentlich ... Ich meine der Bedarf, sein eigenes Ding zu machen, seine eigene Nahrung auch zu produzieren, ich glaube auch schon, dass das eine Rolle spielt. Und dass da auch das Bewusstsein immer weiter steigt, das sieht man ja auch an dieser ganzen Ökobewegung, so diese ganze Bioriesenkette. Ich meine in jedem Supermarkt kann man Bioprodukte mittlerweile kaufen. Und der Bedarf ist offen-

sichtlich einfach da, sich gehaltvoller, gesünder und bewusster zu ernähren. Das ist durchaus auch ein politisches Statement. Also das ist für mich auf jeden Fall auch eines der großen Interessen daran (Interview Christiane).

So ermöglicht der Garten den Beteiligten eine Erfahrung von Natur, indem sie Pflanzen wachsen sehen und der Idee von Selbstversorgung nachgehen können. Auch kann der Kritik an der Unwissenheit vieler in Bezug auf die Lebensmittelproduktion durch eigenes Handeln entgegengewirkt und die Kontrolle über die Lebensmittelherstellung in geringem Maße selbst übernommen werden. Das Gärtnern ist jedoch vor allem ein symbolischer Akt, mit dem die Gärtner nach außen ihre Überzeugungen und Werte demonstrieren können und für sich selbst das Gefühl haben, in einer Gemeinschaft etwas Gutes zu tun.

4.2.2 Gestalten und Lernen

Ein weiterer Aspekt des Gartens ist die Möglichkeit, neue Dinge zu entdecken und zu lernen. Dies betrifft zunächst technische Aspekte der Gartenarbeit, wobei die Gärtner motiviert sind, ihre Anbaumethoden zu verbessern und mehr Ertrag zu erzielen. Flo sagt dazu:

Naja. Als wir hier das erste Mal da waren und zum ersten Mal Sachen gepflanzt haben, da haben wir einfach ein paar Furchen gemacht und Samen reingeworfen. Und das ist total in die Hose gegangen. Und das nächste Mal haben wir ein bisschen weniger Samen und auseinander gesetzt und so. Und hast du ja gesehen, das wird immer besser und besser. Und nächstes Jahr wird es bestimmt noch besser (Interview Flo).

Und Charlotte ergänzt:

Rucola hatten wir Massen, das war dann schon zu viel, weil wir alles gleichzeitig gesät haben, das haben wir jetzt auch anders gemacht, und so in Phasen gesät, damit halt man nicht ewig wartet und plötzlich schafft man es gar nicht zu essen, weil man dann auf einmal so viel hat (Interview Charlotte).

Der Garten bietet die Möglichkeit, dass die Gärtner, die bisher wenig oder keine gärtnerischen Vorkenntnisse hatten, erste Erfahrungen sammeln. Christiane beschreibt, wie durch die Unerfahrenheit in Bezug auf die Gartenarbeit ein Gemeinschaftsgefühl entsteht, wenn sich die Gärtner über verschiedene technische Fragen unterhalten können. Sie meint,

(...) das sind halt alles so Pseudo-Fachgespräche, nenne ich sie mal. Weil keiner hat so wirklich einen Plan, oder die wenigsten haben wirklich einen Plan. Und dann irgendwie tauscht man sich halt auf so einer witzigen Ebene aus. Jeder hat halt so ein bisschen was erfahren, und hat von so ein paar Sachen einen Plan und sagt dann ‚ne, das musst du so machen‘ und ‚den Spinat hast du viel zu früh gepflanzt, der blüht doch schon‘ und so was (Interview Christiane).

Allerdings gibt es auch Gärtner, die bereits mehr Erfahrungen besitzen, aber trotzdem noch dazu lernen können. Thomas hatte, bevor er den Garten im Allmende Kontor anlegte, bereits Interesse an

Pflanzen. Für ihn bietet der Garten neben dem Lernen auch die Möglichkeit, sich mit anderen auszutauschen.

Ich [gucke] ja auch bei anderen Beeten, ‚ach, was ist das jetzt?‘ Oder halt doch feststellt, dass das botanische Wissen doch gering ist. Was einen nicht daran hindert, wieder dazu zu lernen. Das ist ja auch schön und spannend, die Vielfalt der verschiedenen Sachen halt. Die man in so einem Individualgarten nicht so hätte (Interview Thomas).

Somit ermöglicht der Gemeinschaftsgarten, in der Gruppe zu lernen, sich auszutauschen und über gärtnerische Themen ins Gespräch zu kommen. Die Offenheit des Gartens erleichtert es, von den Nachbarn Dinge abzugucken und seine eigenen Fähigkeiten zu verbessern.

Zudem äußern viele Gärtner ihre Faszination, ihr Beet mit den eigenen Händen erbaut zu haben und selbst kreativ gestalten zu können. Bärbel beobachtet im Garten, dass es viele anspreche, „dieses Aktive, dieses Selbstmachen wollen. Und ich muss auch sagen, ich habe gemerkt, dass das Bauen Spaß macht. Also ich würde schon alleine nur Bauen wollen“ (Interview Bärbel). Sie gehört zu den älteren Gärtnern vor Ort und sie erzählt mir, das Gestalten mit Holz sei „ein unerfülltes Bedürfnis aus der Jugendzeit. Mein Onkel, mein Vater, die haben Kaninchenställe gebaut, und ich wollte das lernen, und die sagten, ‚Mädchen brauchen so was nicht‘. Und das habe ich hier ... das kam hier wieder hoch. Und ich würde das gerne eigentlich auch vertiefen“ (ebd.). Auch Thomas beobachtet, dass „die Leute hier Freude haben. Beim Bauen geht das schon los, die sitzen da und Hämmern. Ohne überheblich wirken zu wollen, die machen die schärfsten Konstruktionen, wo man denkt das hält nicht und im Endeffekt halten sie doch, oder zumindest mal eine Zeit. Man sieht einfach, den Leuten macht das Spaß“ (Interview Thomas). Im Garten kann sich jeder gestalterisch erproben und mit Säge, Holz und Hammer Bank und Beet bauen. Auf den ersten Blick erscheint es, als könne jeder bauen, wie er wolle. Dies äußert sich in der Vielfalt der gestalteten Beete und der Kreativität. Allerdings gibt es ästhetische Ideale und Regeln, die von den Gärtnern kontrolliert und kontrovers diskutiert werden.

4.2.3 Kreativität und Ästhetik

Das Bauen und Gestalten des eigenen Beetes ist nicht nur eine individuelle, bzw. in der Beetgemeinschaft abgesprochene Handlung, sondern wird auch von den Beetnachbarn und anderen Mitgärtnern beobachtet, kommentiert und führt teilweise zu Streit. Es ist somit ein sozialer und relationaler Prozess der räumlichen Gestaltung des Gartens. Durch die Aushandlung ästhetischer Fragen wird über die Bedeutungen des Ortes gestritten. Ist der Garten lediglich ein Bretterhaufen, der so aussieht „wie nach so einem Atomschlag“ (Interview Mark), wo „die Leute so anfangen, selber ihr eigenes Zeug anzubauen. Alles so ein bisschen wild und chaotisch“ (ebd.), oder ist die *Trash*-Ästhetik Teil einer subversiven Kapitalismuskritik, bei der nur auf der Straße gesammelte Materialien Verwendung fin-

den und dem Konsum abgeschworen wird? In jedem Fall ist die Ästhetik ein besonderes Element in der Bedeutung des Gartens. Sie ist zum einen Ausdruck der Kreativität der Gärtner, bei der jedem die Gestaltung des eigenen Beetes überlassen ist. Christiane meint, dass „der Garten schon auch die Möglichkeit bietet, seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Das benutzen durchaus auch Menschen dafür, sich auch selbst zu entfalten, selbst zu verwirklichen“ (Interview Christiane).

Neben der Möglichkeit des kreativen Experimentierens besteht bei der Gestaltung des Gartens ein Zusammenhang zwischen Vorstellungen von Natur, visueller Ästhetik und konsumbewussten Lebensstilen, die sich zu einem Lebensgefühl verbinden, welches als hip beschrieben wird. Mark habe gehört, „dass sei jetzt gerade in Neukölln total hip hier mitzumachen“ (Interview Mark). Er beobachtete viele junge, konsumorientierte Menschen im Garten, die auch mitmachen. „Und das sind dann, glaube ich, auch eher die, die so relativ wenig Ahnung [vom Gärtnern] haben. (...) Ich meine gut, so Trends im Bioladen oder auf Märkten einzukaufen, den gibt es ja schon länger. Vielleicht hängt das auch ein bisschen zusammen. Und ein bisschen Anders-Sein und ein bisschen was anderes machen. Und sich so abzuheben“ (ebd.). So verbindet der Garten gerade bei jüngeren Menschen den Wunsch nach einem natürlichen, nachhaltigen Lebensstil mit einer sich von anderen urbanen Orten abgrenzenden Ästhetik, die zeigt, dass man anders ist. Dabei werden Menschen angesprochen, die sich über einen konsumbewussten Lebensstil definieren, auf den Kauf von Bioprodukten Wert legen und Natürlichkeit als ein Ideal schätzen. Die Weite des Feldes gibt zudem ein Freiheitsgefühl, Naturerfahrung und die Möglichkeit der freien Gestaltung einer bisher ungenutzten Fläche. So ist Daniel der Meinung, der Garten sei „so hip geworden (...) weil es so viele Freiflächen und nicht gestaltete Fläche gibt. Also nicht so mit einer strengen Nutzung, das hat das Ganze ein bisschen lockerer gemacht“ (Interview Daniel).

Die Möglichkeit der Gestaltung dieser Freifläche hat das Unkonventionelle im Garten gefördert und dies als einen gestalterischen Code des Ortes etabliert, der bereits seit Beginn der Bauphase bestand und durch kontinuierliche Aushandlungsprozesse aufrechterhalten wurde. Mark gefalle daran, dass „alles so ein bisschen schräg und verrückt aussieht, und jeder so eine Konstruktion gebaut hat, die dann zum Teil lustig aussieht, oder auch wirklich schön ist. Und man sich dann auch gegenseitig so ein Ansporn liefert, wieder was Neues oder Witziges zu liefern“ (Interview Mark). Die meisten Gärtner haben aus Paletten, Stöcken und Brettern eine Box gebaut, die einen halben bis einen Meter hoch ist und einige haben eine Bank an das Beet angeschlossen (Abb. 4 und 5). Andere haben es mit zusätzlichen Aufbauten, angehängten Blumenkästen oder anderen Gegenständen erweitert. Zudem gibt es einige Gegenstände, die dem an andere Gärten gewöhnten Auge zuerst fremd vorkommen. Ein Beet ist mit einem Dach aus alten Schallplatten versehen (Abb. 6), ein Autoreifen wurde mit Folie ausgelegt und als Fischteich umfunktioniert (Abb. 7) oder ein Kinderzelt wird als Gewächshaus ge-

nutzt (Abb. 8). Die Soziologin WERNER bezeichnet die ästhetische Gestaltung urbaner Gärten als „que-re Inszenierungen“ (2011: 68), die sich einem intuitiven Verständnis versperren. Die „Macht des normalisierenden Blicks wird entschlossen sabotiert und das Begehren nach dem Normalen bzw. dem Zuschreibbaren auf sich selber zurückgeworfen“ (ebd.). Die unkonventionelle Funktionsveränderung von Gegenständen aus dem Alltag wie der Schallplatten, des Autoreifens oder des Kinderzettels wirken gewollt verwirrend. WERNER beschreibt die Ästhetik als „eine wichtige Ebene der Selbstbeschreibung von und in urbanen Gartenprojekten. (...) Der industrielle und kleinbürgerliche Baumarktstil wird (...) ebenso abgelehnt wie die dezent-distinktiven Markierungen der Toskana- und Terra Cotta-Bourgeoisie“ (ebd.: 70–71). Und so dient auch die Ästhetik des Allmende Kontors als Distinktion etwa zu kleinbürgerlichen Schrebergärten oder der ausgestellten Warenwelt eines Gartencenters oder Baumarkts. Thomas erzählt nicht ohne Stolz: „Zwei jüngere Damen die meinten, sie fänden es doch alles sehr unästhetisch, also so vom Baustil und so. Und ich pflege dann immer im Gespräch zu sagen, „ja es ist schon so, das ist so im Obi-Katalog nicht abgebildet““ (Interview Thomas). Somit hat die ästhetische Gestaltung des Gartens auch eine Funktion der Abgrenzung nach außen und eine identitätsstiftende Wirkung für die Gärtner. Allerdings wird die Gestaltung des Gartens kontrovers diskutiert.

4.2.4 Naturholz oder Spanplatte?

Daniel findet die Ästhetik „schon ganz gut, und wenn die Leute ihren Garten mit Schallplatten bauen wollen, warum nicht. Es ist ihr Garten. Jeder sollte machen, was er will“ (Interview Daniel: 93). Er halte nichts von einer Vereinheitlichung oder Regulierung der Gestaltung und ihm gefalle es, dass es „ganz viele unnütze Sachen [gibt], aber die machen den Garten eher schöner, so wie diese Tür [Abb. 9]. Das macht den Garten ein bisschen einzigartig“ (ebd.). Andere Gärtner finden Gegenstände störend, die nicht unmittelbar mit der Nutzung des Gartens zusammenhängen. Obwohl Mark eigentlich gegen von den Initiatoren eingeführte Regeln ist, fragt er sich „was hier so ein Plastikdeckenfluter zu suchen hat, oder ein alter Bürostuhl ohne Füße und Beine, der nur noch so ein Sessel ist. Oder ein Küchenschrank oder so ein Gestell da, dieses Gerüst“ (Interview Mark). Dabei zeigt er auf die Gegenstände, die sich in unmittelbarer Umgebung der Bank befinden, auf der wir unser Interview führen. Mark meint, dass den Gärtnern die Freiheit gelassen werden müsse, das Beet nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Andererseits hätten viele Gegenstände im Garten nichts verloren und man müsse

ja auch nicht den ganzen Müll anschleppen. Und es geht hier ums Gärtnern, und nicht irgendwie um eine halbe Einbauküche oder ein halbes Wohnzimmer zu zimmern und aufzustellen. (...) Wir haben da auch so einen kleinen Bären da oben sitzen, aber das soll dann einfach auch ein bisschen witzig sein. Aber wenn dann das ganze Beet aus so einem Kitsch und

Gerümpel besteht, und alte Möbel. Das passt einfach nicht in einen Garten, alte Möbel (ebd.).

Auch Barbara kritisiert während unseres Interviews ein auf dem Nachbarbeet montierten Fahrradrahmen, der als Pflanzenständer dient und mit alten Schuhen bestückt ist, die mit Blumen bepflanzt sind. Sie habe mit solchen Installationen „nichts im Sinn. (...) jetzt holen die Leute ihren ganzen Krempel aus dem Keller und schleppen das alles hier her“ (Interview Barbara). Für Barbara gehöre das nicht in einen Garten.

Neben der Fülle von Gegenständen, die die einen als Verschönerung ihres Beete ansehen und andere wiederum als „Müll“ (Interview Thomas) aus dem Garten verbannen wollen, gibt es auch eine grundlegende Debatte über die Verwendung der richtigen Materialien für einen naturnahen Garten. Anne kritisiert „wenn so beschichtetes Holz benutzt wird. So alte Küchenschranktüren oder sonst was. Weil die irgendwann abplatzen und dann hast du die Farbe im Boden. Und ich weise auch alle darauf hin, weil ich das auch einfach schöner finde. Also ich hasse Plastik“ (Interview Anne). Auch Maria spricht an, dass sie zwar selbst nicht darauf geachtet habe, aber von den Initiatoren wisse, dass „nur ökologisch einwandfreie Materialien“ (Interview Maria) verwendet werden sollen. Und Barbara wünsche sich, dass der Garten „so ein bisschen [einen] ökologisch-nachhaltigen Ansatz hat, dass man mal guckt, was für Materialien verbaut werden“ (Interview Barbara). Dabei zeigt sich, dass es unterschiedliche Verständnisse von Natur gibt und in der Gestaltung der Beete auf verschiedene Funktionen geachtet wird. Wohingegen gerade die Beete, die zu Beginn gebaut wurden, aus Naturholz bestehen und im Umfang selten zwei Quadratmeter überschreiten, sind die zuletzt gebauten Beete am Rand des Gartens häufig aus Spanplatten und teilweise vier bis sechs Quadratmeter groß (Abb. 10, 11 und 12). Von den Gärtnern wird das damit erklärt, dass kurz bevor die Fläche komplett bebaut war, viele Migranten dazugekommen sind (Interview Anne). Auch Mark erzählt, dass ein türkischer Mitgärtner,

mit dem du eben gesprochen hast, der hat dann auch versucht seinen Landsleuten so ein bisschen klarzumachen, dass die Spanplatten einfach scheiße sind. Er war dann hier und hat so gesagt ‚ah, hast du schön gemacht, und ich mach jetzt auch nur noch mit Naturholz‘. Und denen da hinten hat er das dann auch beigebracht und die haben dann auch ein paar Spanplatten weggemacht und das durch Naturholz ersetzt. Und das wird dann einfach schön grau durch den Regen, und die Spanplatten lösen sich auf und dann fliegt das Plastik hier rum und der Klebstoff geht in die die Erde. Das ist ja auch nicht so toll für so einen Garten (Interview Mark).

Diese assoziative Verbindung, dass vor allem Migranten kein Naturholz sondern Spanplatten verwendet haben, lässt sich nicht bestätigen. Und doch scheint es, dass sich viele Gärtnern der zuletzt gebauten Beete weniger an den ästhetischen Code der Anfangsphase gehalten und einen pragmatischen Ansatz und eine größere Fläche für den Gemüseanbau gewählt haben. Auch Lara stellt fest,

dass die Leute da eine verschiedene Herangehensweise haben, und manche halt wirklich mit einer Familie hier ein Beet gebaut haben und wirklich auch was anbauen wollen. Und das finde ich genauso in Ordnung wie jemand, der ein kleines Beet hat und das ganz besonders kreativ gestaltet und eigentlich hier nur Pause machen will und sich kreativ entfalten will (Interview Lara).

So gibt es über die Frage der Gestaltung der Beete kontroverse Diskussionen, wobei nicht nur die Ästhetik, die vielen Gegenstände und die Größe der Beete, sondern auch die Natürlichkeit des Gartens im Sinne der Vermeidung von Plastik thematisiert werden. Dabei wird nicht nur die Gesamtästhetik des Gartens, sondern auch die Deutungshoheit über den guten und natürlichen Garten ausgehandelt, wodurch bestimmte Beete als besser und andere als schlechter beurteilt werden.

4.3 Ort des Protests und anderen Denkens

Naja, ich habe mich ja auch gefragt wie weit so was politisch ist, dass ich hier nun mitmache? Was ich daran politisch finde, dass man eigenen Gestaltungsraum hat. Und dass man Freiraum hat, wenn man was ändern wollte, oder irgendwie sich auf eine bestimmte Art verwirklichen, dass man das hier durchsetzen könnte. (...) Und dann hängt es ja auch damit zusammen, dass man dafür kämpft, den Freiraum zu erhalten (Interview Maria).

Maria verbindet mit dem Garten die Möglichkeit der gesellschaftlichen und politischen Einflussnahme. Auch andere Gärtner stellen einen Zusammenhang zwischen dem Garten und aktuellen gesellschaftlichen, politischen oder ökologischen Fragen her. Dabei spielt die Möglichkeit, andere Gärtner kennen zu lernen und sich mit ihnen über Themen des Gartens auseinanderzusetzen eine große Rolle. Der Austausch über diese Themen fördert ein Gefühl der Gemeinschaft und der emotionalen Verbundenheit mit dem Ort. Einige Themen wie die Kritik an der Konsumgesellschaft oder die Idee eines anderen Wirtschaftssystems (4.3.1) sind dabei weniger an den Ort gebunden. Andere Debatten wie etwa über eine geplante Randbebauung des Feldes (4.3.2) stehen im unmittelbaren räumlichen Zusammenhang mit dem Ort. In jedem Fall gibt der Ort den Gärtnern bei ihrer Auseinandersetzung mit diesen Themen das Gefühl, durch ihre Anwesenheit und ihr Handeln Einfluss ausüben zu können, sodass einige Gärtner durch das Projekt sensibilisiert und politisiert werden. Dabei entstehen unterschiedliche Formen und Intensitätsgrade des Protests. Diese reichen von reinen Reflexionen der Gärtner über verändertes Verhalten im Alltag bis zu aktiven Versuchen der Beeinflussung politischer Entscheidungsprozesse durch Demonstrationen und Protestaktionen.²⁸ Allerdings gibt es auch einige Gärtner, die den Garten eher als Ort der individuell erfahrenen Ruhe und Entspannung sehen. Auf diese Weise entsteht eine Diskrepanz zwischen der gesellschaftspolitischen Agenda der Initiatoren und einigen Gärtnern (4.3.3). Manche wollen ihn zum Entspannen nutzen, andere sehen den Garten

²⁸ Einige Gärtner beteiligten sich am 20. Mai 2012 an einer „Lärmdemo“ im Schillerkiez. Diese Demonstration hatte das auf allen Handzetteln abgedruckte Motto: „Tempelhof für alle, statt Luxusbebauung, steigende Mieten und Bezahlpark!“.

als Mittel zum Zweck für weiterreichende politische Forderungen. Doch welche gesellschaftlichen Probleme sprechen die Gärtner an, und wie bringen sie den Garten damit in Verbindung? Welche Rolle kann der Garten bei der Bewältigung dieser Probleme spielen? Welche Ziele haben die Initiatoren mit dem Garten?

4.3.1 Konsumkritik und anderes Wirtschaften

Mark beschreibt, wie eine Reihe von Zufällen im Garten sein Verständnis von Konsum nachhaltig verändert habe. So habe es sich ergeben, „dass wir diese komische Kiste da [Teil seines Beetes] gefunden haben und gerade einen Transporter hatten und das hier her gebracht haben. Und dann, immer wenn wir was brauchten, das Material gerade auf der Straße gefunden haben“ (Interview Mark). Auch als Mark mit seinem Freund ein Gemeinschaftsbeet bauen wollte, „lag [am nächsten Tag] das Holz da hinten auf der Straße. Dann habe ich das sofort gebaut“ (ebd.). Zunehmend habe er gemerkt, wie viele gut erhaltene Gegenstände weggeworfen werden und auf der Straße zu finden seien. So habe er den Ehrgeiz entwickelt, für den Bau der Beete nichts zu kaufen, sondern alles auf der Straße zusammenzusuchen. Es sei ihm mittlerweile wichtig, dass man „versucht, das ganze hier auch ohne finanziellen Aufwand zu machen, also eben nichts kauft“ (ebd.). Zudem habe sich seine Sensibilisierung für weggeworfene Gegenstände und die damit verbundenen gesellschaftlichen Probleme und Möglichkeiten auch auf andere Bereiche seines Lebens

ein bisschen übertragen. Ich bin neulich mit einem Freund bei IKEA gewesen, und ich habe so gesagt ‚nee‘. Eigentlich wollte ich einen Schrank haben, aber das kann ich jetzt auch selber bauen, oder ein Regal selber bauen. Und du findest so geiles Material auf der Straße, das wird dir jetzt erst mal bewusst, wenn du mit einem anderen Blick durch die Stadt gehst. Und du kannst dir dann einfach selber was bauen. Und IKEA ist im Grunde so ein riesen Müllproduzent, die verkaufen so viel Schrott, den die Leute nur kaufen, weil er billig ist, aber der eigentlich nicht zu nutzen ist, und das landet dann alles auf dem Müll. Und hier hat man dann so ein bisschen entdeckt, dass man das auch anders schafft (ebd.).

Mark kritisiert die Konsummentalität vieler Menschen, Dinge nur zu kaufen, weil sie günstig seien. Dadurch kämen die Menschen gar nicht erst auf die Idee, Dinge selber zu bauen oder anderweitig zu nutzen.

So kann die Teilnahme am Garten ein anderes Verständnis für Gegenstände fördern, die ihren ursprünglichen Nutzen nicht mehr erfüllen, aber für einen anderen Gebrauch geeignet sind. Der Garten zeigt die Möglichkeit eines anderen Wirtschaftens auf, um auf Konsum zu verzichten, Gegenstände zu tauschen und wiederzuverwerten. Es gibt zahllose Beispiele des Konzeptes des *upcyclings* im Garten, indem ein alter Kinderwagen (Abb. 13), Milchverpackungen (Abb. 14) oder die Hülle eines Fernsehapparates zum Beet umfunktioniert werden. Somit hat man, zumindest temporär, neuen Müll und Ressourcen durch den Kauf neuer Materialien für den Bau des Beetes vermieden. Dabei ist das

upcycling neben der konkreten Müllvermeidung vor allem ein symbolischer Akt, der zum Denken anregen soll. Auch in Bezug auf die Anzucht der Pflanzen stellt Mark heraus, dass man die Routine und vor allem die Vorstellung durchbrechen müsse, alles kaufen zu müssen.

Die Erdbeeren hat jemand mitgebracht, die Ableger, die Himbeeren haben meine Eltern mitgebracht. Also mein Vater sagte ‚du kannst die ja auch kaufen‘. Und dann meinte ich ‚ja klar, man kann das alles auch kaufen‘. Die in dem Beet hatten auch alle Kräuter fertig gekauft. Aber es geht ja auch darum, das selber zu machen und selber zu sehen wie es ran wächst. Oder man gibt dann einen Ableger weiter und kriegt Ableger wieder von da. Dass man es so weiter gibt. Und das möglichst ohne Geld versucht hinzukriegen, und das geht ja auch. Und damit spart man dann auch gleich wieder Ressourcen und Energie und alles Mögliche. Und andere Sachen tauscht man dann eben wieder aus, wie das Werkzeug (Interview Mark).

Mark sieht einen Mehrwert darin, im Garten, den er als ökologisches und gesellschaftskritisches Projekt versteht, auf den Kauf von Industriegütern zu verzichten. So könne man nicht nur Geld, Ressourcen und Energie sparen, sondern auch soziale Kontakte durch eine Tauschwirtschaft etablieren.

Auch Maria interessiert sich für den gesellschaftlichen Effekt, den der Garten haben kann. Sie engagiert sich bei Attac im „Arbeitskreis Solidarische Ökonomie“ (Interview Maria) und bezeichnet den Garten als ein „politisches Projekt“ (ebd.). Dabei gehe es ihr darum, dass „man Brachland einfach gemeinschaftlich besetzt, oder wie soll ich das sagen, was Schönes draus macht“ (ebd.). Sie habe es immer interessiert, „dass man gemeinschaftlich jenseits des herrschenden ökonomischen Systems was macht“ (ebd.). Neben Attac engagiere sie sich auch bei einem Tauschring, in dem das von Mark angesprochene Prinzip der Wiederverwertung von Gegenständen organisiert ist. Auch Flo spricht die Vorstellung von einer solidarischen Gesellschaft an, in der nicht gegeneinander sondern miteinander gewirtschaftet wird. Er könne sich vorstellen, dass der Garten ein politisches Zeichen setzten solle. „Dass eine Gemeinschaft funktionieren kann, ohne dass jeder gegen den anderen arbeitet, oder dass um knappe Ressourcen gekämpft wird in Anführungsstrichen, oder konkurriert wird. Und vielleicht könnte das hier auch so ein politisches Zeichen sein, dass das funktionieren kann“ (Interview Flo).

4.3.2 Kritik an geplanter Randbebauung

Die Erfahrung der Gärtner vor Ort ist geprägt durch die Lage des Gartens auf dem Tempelhofer Feld. Die emotionale Verbundenheit mit dem Garten ist auch ein Effekt der Atmosphäre des Feldes und der körperlich erfahrenen Aneignung dieses Raumes. So sagt Lara: „es kommt schon für mich nah ran an wirklich raus sein, aber es ist dann halt für die Zeit, die ich hier bin und dann muss ich gleich auch wieder durchs Gedränge durch“ (Interview Lara). Das räumliche Umfeld des Gartens ermöglicht das Gefühl, aus der Stadt herauszutreten und an einem anderen Ort zu sein. Für Bärbel sei es gar „ein Luxus, hier so ein Panorama zu haben. So eine Sonne, die habe ich bei mir zu Hause nicht“ (Interview Bärbel). Aufgrund dieser emotionalen Verbundenheit zu dem Ort ist auch die Empörung über die

vom Senat geplante Randbebauung des Feldes zu verstehen. So wird, im Unterschied zu der Konsumkritik und der Idee des anderen Wirtschaftens, die geplante Bebauung des Feldes von allen Gärtnern am klarsten kritisiert. Dabei ist das Wissen über Pläne des Senats bei den Gärtnern unterschiedlich ausgeprägt. Manche Gärtner sind sehr gut informiert, andere wissen wenig oder haben falsche Informationen. Daran sieht man die verschieden wahrgenommene Bedrohung der Bebauung für den Garten, aber auch eine unterschiedliche individuelle Einschätzung der Relevanz dieser Gefahr für jeden persönlich.

Daraus ergibt sich auch ein höchst unterschiedlicher Grad der Politisierung unter den Gärtnern, wobei ich hier das Engagement in der Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Feld“ als Kriterium für die Politisierung setze. Die Initiative wurde im September 2011 gegründet und strebt einen Volksentscheid gegen die geplante Randbebauung des Feldes an. Ihr haben sich einige Gärtner angeschlossen und gehen regelmäßig zu den Planungstreffen. Auch haben sich mehrere Gärtner bei Demonstrationen gegen die Bebauung engagiert und viele äußern in den Interviews, dass sie sich mit Unterschriftenaktionen, Demonstrationen, Infoständen, Handzettel-Verteilen oder sogar Sitzblockaden engagieren und ihren Protest ausdrücken würden. Die Initiative greift ein Problem auf, das die Existenz des Gartens unmittelbar betrifft, denn der Garten steht auf einer Fläche, die bei einer Bebauung geräumt werden müsste. Lara „fände halt toll wenn es komplett so frei bleibt. Das lebt ja auch von der Größe, von dieser Weite und je mehr bebaut wird, umso gedrängter wird das dann. Und ich fände es sehr schade, wenn hier so ein durchgestylter Park hinkommt, weil ich finde Parks gibt es einige in Berlin“ (Interview Lara). Auch Mark meint, dass viele Passanten begeistert sind „von diesem Horizont (...). Und dann muss da mittendrin auch nicht so ein Kletterfelsen stehen“ (Interview Mark). Er plädiert dafür, die Fläche so zu belassen, wie sie jetzt ist. Lediglich Charlotte äußert Verständnis für die Bebauungspläne und nennt es einen „Kompromiss“ (Interview Charlotte) wenn ein Drittel bebaut würde. Auch Thomas ist gegen die Randbebauung und die geplante Internationale Gartenausstellung (IGA), äußert aber Bedenken, dass der Protest die politischen Entscheidungen noch verändern könne. Er denke, „dass die hinter jeden Bauarbeiter vier Polizisten stellen. Und dann wird das gemacht“ (Interview Thomas). Flo gibt zu bedenken, dass sich viele Städte aufgrund der Architektur von „Beton und Glas“ (Interview Flo) immer mehr ähneln und auch Berlin mit der Bebauung des Feldes ein Stück Einzigartigkeit verlieren würde und sich anderen Städten angleichen würde. Flo sagt:

Das darf Berlin auch nicht vergessen, das zieht ja auch viele Touristen an. Es gibt ja auch nicht nur Touristen, die sich, polemischer Weise mit einem DDR-Grenzpolizisten ablichten lassen für zwei Euro vor dem Brandenburger Tor. Sondern es gibt ja auch sehr viele Touristen, die hier her kommen, weil das hier alles relativ inspirierend ist, weil es hier viele neue Ideen gibt, viele kreative Leute. Und da würde Berlin gut dran tun, sich so was zu erhalten, wie hier so ein Gartenprojekt. Oder einfach ein scheiß riesigen Platz mitten in der Stadt. Ist doch geil irgendwie (ebd.).

Auch sind die Gründe für die Bebauung den meisten Gärtnern unklar und viele vermuten die Interessen profitorientierter Investoren. Flo spricht die von vielen kritisierte Vorstellung an, dass es auf dem Feld zu Luxusbebauungen kommen könne: „Das wäre ja der größte Hohn, wenn hier jemand auf die Idee kommt, hier so ein Wellness-Hotel hinzubauen, auf eine Wiese, auf der man wunderbar entspannen kann, mit guter Luft und so“ (ebd.). Welche Art von Bebauung auf der Fläche geplant ist, ist jedoch öffentlich noch nicht bekannt. Die Luxusbebauung ist vielmehr ein von vielen als Schreckensszenario empfundene Entwicklung, die einen Kontrast zu den vielen im Schillerkiez wohnenden Geringverdienern schaffen würde. Ohne auf alle Argumente gegen die Bebauung eingehen zu wollen bleibt festzuhalten, dass kein anderes Thema mehr im Garten besprochen wird als die Randbebauung, und dass die meisten der politisch engagierten Gärtner, sich auch gegen die Bebauung engagieren. Es ist anzunehmen, dass sich viele ohne den Garten nicht in der Initiative engagiert hätten. Somit kann der Garten als Ort gesehen werden, der zu einer Politisierung der Beteiligten beiträgt.

4.3.3 Der Garten als Beginn einer urbanen landwirtschaftlichen Revolution?

Die von den Initiatoren verfolgten Ziele und Vorstellungen werden nicht von allen Gärtnern geteilt. Einige bringen ihre eigenen Vorstellungen ein und andere haben sich nicht mit den Zielen der Initiatoren auseinander gesetzt. Weniger als die Hälfte der interviewten Gärtner wissen, was der Begriff Allmende Kontor bedeutet, bzw. was mit der Wahl des Begriffs für das Projekt bezweckt wurde. Auch Flo sei sich nicht sicher, welches Konzept die Initiatoren verfolgen, oder ob es denen „nur ums Gärtnern“ (Interview Flo) gehe. Der Name und das Konzept des Projektes spielen jedoch aus Sicht der Initiatoren eine entscheidende Rolle für den Ort. Sie erhoffen sich durch den exponiert gelegenen und medial im Fokus stehenden Garten eine Katalysatorwirkung für die Verbreitung der Idee einer urbanen Landwirtschaft und der Förderung gemeinschaftlichen Besitzes öffentlicher Flächen für den Nahrungsmittelanbau. Meyer-Renschhausen spricht im Interview an, man sei „gegen die Privatisierungsbewegung“ (Interview Meyer-Renschhausen). Man müsse dem Senat klarmachen, dass dieser „nicht das Recht hat, da irgendwie einzelne Grundstücke zu verhökern. (...) Es geht darum, das fordern wir zurück, das gehört uns sowieso, und keine Politikergeneration hat das Recht, das zu verhökern an private Investoren“ (ebd.). Zudem sei das Ziel, über das Allmende Kontor langfristig eine bezahlte Koordinationsstelle für alle Interkulturellen- und Gemeinschaftsgärten in Berlin zu schaffen, die als Ansprechpartner u. a. für den Senat die Interessen der Gärten vertreten könnte. Bisher basiert die Organisation der Gemeinschaftsgärten auf der ehrenamtlichen Arbeit der Initiatoren. Nun werden ähnliche Strukturen wie im Kleingartenwesen und eine stärkere Institutionalisierung angestrebt, um gegenüber politischen Entscheidungen, wie etwa der Räumung von Gärten, mehr Widerstand ausüben zu können. Im Vergleich zu den Kleingärten habe man jedoch einen anderen Anspruch, denn

wir müssen uns allen gegenseitig beibringen, wie man ökologisch richtig gärt. Das weiß keiner mehr automatisch, und so eine bloße Freizeitidylle wollen wir auch gar nicht fördern, weil wir wollen dann ja auch fördern, dass die Leute darüber nachdenken über ihre Essgewohnheiten und sonstwie. Und insofern ist die Betonung des Gemeinschaftlichen auch, dass man da auch auf eine Gesellschaftsreform [hinarbeitet] ... Also mindestens die Welt verbessern. Und das haben die Schrebergärtner jetzt nicht mehr, nach hundert Jahren sind die nicht mehr so. Also die früheren, die das alle mal mit auf den Weg gebracht haben, (...) die waren auch alle so Gesellschaftsreformer. Aber das ist jetzt nicht mehr da (ebd.).

Man wolle im Gemeinschaftsgarten wieder „politischer“ (ebd.) sein, die Gemeingüter zurückfordern, ökologisches Gärtnern verbreiten und somit eine Gesellschaftsreform voranbringen. Der Garten sorge zwar nicht für eine Subsistenzwirtschaft, aber er ermögliche, „in die Richtung zu lernen“ (ebd.) und dabei auf ökologische Nachhaltigkeit zu achten. Somit sei es gegenüber den Behörden und der Politik „ein demonstrativer Akt, zu sagen, hier, die Leute sind bereit zu Gärtnern und Gemüse anzubauen, gebt ihnen die Fläche, sodass sie sich in Notzeiten selber helfen können. (...) Insofern ist eine Subsistenzperspektive da, ohne dass man da jetzt von leben kann“ (ebd.). Die Menschen sollten für den Notfall mit der Selbstversorgung vertraut sein, da man vor dem Hintergrund der weltweiten Entwicklungen damit rechnen müsse, „dass die Not größer wird. Und wenn *peak oil* überschritten ist, kommen die Leute aus den Städten nicht mehr raus (...). Also müssen die Anbaumöglichkeiten in ihrer Nähe haben, weil sonst hast du viel mehr Kriminalität und die Gewalt“ (ebd.). Das Allmende Kontor könne für die Notwendigkeit sensibilisieren, die Lebensmittelherstellung nicht nur zu regionalisieren, sondern in die Städte zurückzuholen. Somit lässt sich sagen, dass die Initiatoren mit dem Projekt einen Ort des Protests und der Sensibilisierung geschaffen haben, um auf eine Reihe gesellschaftlicher Probleme aufmerksam zu machen und für eine urbane Landwirtschaft zu werben. Auch wenn sich nicht alle Gärtner dieser Ziele bewusst sind, haben diese gesellschaftspolitischen Ziele der Initiatoren für die Bedeutung des Gartens Gewicht.

4.3.4 Wer protestiert wogegen?

Es kann festgehalten werden, dass der Ort die kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen und verschiedene Formen des Protests fördert. Allerdings ist der Garten keine homogene und in sich geschlossene Protestbewegung. Vielmehr gibt es verschiedene Motive der Gärtner, sich vor Ort zu beteiligen, und einige Gärtner machen sich über die gesellschaftliche Relevanz des Gartens keine Gedanken. Somit fällt es schwer, den Garten *per se* als einen politischen Ort zu bezeichnen. Viele Gärtner erklären, dass sie durch die Beteiligung im Garten nicht *mehr* über bestimmte Themen nachdenken würden. So sagt Barbara, dass sie sich für Themen wie Ernährung, lokale Stadtpolitik oder Umweltschutz schon immer interessiert habe. „Das ist jetzt nicht durch den Garten gekommen, und auch mit der Ernährung, dass man da so regional und so“ (Interview Barbara). Auch Maria meint, sie sei schon immer politisch interessiert gewesen und stehe dem Senat „schon immer relativ kritisch

gegenüber“ (Interview Maria). So liegt die Vermutung nahe, dass der Garten viele Menschen zum Mitmachen angeregt hat, die sich bereits vorher für gesellschaftliche Themen interessierten, und die sich durch die Möglichkeit der Adressierung dieser Themen im Garten zum Mitmachen angeregt gefühlt habe. Flo hingegen habe zwar gehört, dass die Frage nach der neuen Nutzung des Feldes ein stadtpolitisches Thema sei, sagt aber, „so einen richtigen Einblick habe ich da gar nicht“ (Interview Flo). Auf die Frage, ob sich Christiane als Teil einer Bewegung fühle, sagt sie: „Ne, eigentlich überhaupt nicht“ (Interview Christiane), und doch habe der Garten

auf jeden Fall auch was Politisches. Also das schon. Aber für mich selbst ist es mehr so eine Verständigung irgendwie, also eine Verständigung zwischen den Menschen. Das ist ja durchaus ein politischer Moment. Das Verständnis für eine andere Kultur zu bekommen, und auch näher zusammenzuwachsen und auch Missverständnisse abzubauen (...) (ebd.).

Jeder Gärtner verbindet unterschiedliche Themen mit dem Garten und sieht eine Vielzahl verschiedener Möglichkeiten, die Gesellschaft durch den Ort zu kritisieren oder zu verbessern. Neben diesen gesellschaftskritischen Stimmen bietet der Garten jedoch auch genügend Freiraum für Gärtner, die keine kritische Agenda verfolgen, worin ich einen positiven Aspekt des Ortes sehe.

4.4 Zwischenfazit

Die bisherige Darstellung zeigt die verschiedenen Deutungen der Gärtner auf, die zu einer sinnhaften Konstitution des Ortes führen. So spielt der Garten als ein Ort der Begegnung eine Rolle, an dem sich Menschen kennen lernen können, die im städtischen Alltag getrennt voneinander leben. Der Garten erzeugt Gefühle sozialen Zusammenhalts. Auch ermöglicht der Ort eine Erfahrung von Natur und bringt einige Menschen dazu, über eine ausgewogene Ernährung nachzudenken. Beide Aspekte werden mit einer gesteigerten Lebensqualität in Verbindung gebracht. Ebenso löst die Gestaltung der Beete mit den eigenen Händen ein Gefühl der Zufriedenheit aus. Diese positive Erfahrung ist, neben der Bedeutung des Gartens als Ort der Begegnung, den Gärtnern am wichtigsten. Der Garten wird zudem als ein Ort des Protests verstanden. Als solcher wird er mit einer abstrakten Kritik an der Konsumgesellschaft und mit der Vorstellung eines alternativen Wirtschaftssystems verbunden. Vor Ort manifestiert sich der Protest jedoch auch anhand konkreter symbolischer Praktiken, wie etwa der Wiederverwertung alter Materialien zum Bau der Beete.

All diese Deutungen und sinnstiftenden Praktiken weisen jedoch eine Ambivalenz auf, die sich aus ihrer Vielfältigkeit ergibt. So kann keine der Deutungen für den Ort als gesetzt oder unumstritten angesehen werden. Vielmehr sind sie zahlreichen Aushandlungsprozessen und Veränderungen unterworfen. Als bisheriges Ergebnis dieser Untersuchung kann festgestellt werden, dass es gerade die vielen verschiedenen Deutungen sind, die den Garten als Ort besonders machen. Diese Eigenart zeigt

sich in den verschiedenen Aspekten der Offenheit des Gartens, deren zeitliche Veränderung in Kapitel 5 beleuchtet wird. So werden zunächst verschiedene Formen der Offenheit anhand von Interviewaussagen aufgezeigt. Daraufhin wird untersucht, welche Auswirkungen die Institutionalisierung von Regeln auf die Offenheit des Ortes haben, und ob es über Zeit zu einer Verschiebung oder gar Neubildung von physischen und sozialen Grenzen kommt, die die Erfahrung des Ortes verändern würden.

5 Offenheit, Regeln und Grenzen

Einen Großteil unseres städtischen Alltags verbringen wir in geplanten und gebauten Umgebungen; sei es die Wohnung, der Arbeitsplatz, im Supermarkt, auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln. Diese Orte sind immer bereits vorhanden und zeichnen sich durch Vorschriften und Verhaltensregeln aus, die während der Sozialisation erlernt werden und denen man zumeist unbewusst folgt. An vielen dieser Orte ist es nur begrenzt möglich, individuelle und kreative Veränderungen durchzuführen. Orte des städtischen Alltags sind dabei dem vermeintlich gesellschaftlichen Nutzen und der Effizienz untergeordnet. Die gemeinschaftliche Neu-Schaffung des Gartens hebt sich jedoch nach den Erfahrungen vieler Gärtner von diesem städtischen Alltag ab. So war die Bauphase der Beete von einer räumlichen und sozialen Offenheit geprägt, da es kaum bestehende bauliche bzw. soziale Strukturen gab, die das Handeln einschränkten. Zu den Begrenzungen zählte lediglich die für das Projekt zur Verfügung stehende 5000 Quadratmeter große Fläche, und der sich an den ersten Beeten orientierende bauliche Code, der Größe und Form, den Abstand zu anderen Beeten und ein Verbot in die Erde zu bauen, vorgab. Abgesehen von diesen Rahmenregelungen war das Bauen ein freier Prozess. Auch gab es kaum soziale Einschränkungen, da das Projekt für alle offen war und es nur wenige Zugangsbedingungen gab. Zudem förderte die Atmosphäre das Kennenlernen der Menschen (4.1).

Nichtsdestotrotz stellt sich die Frage, wie sich der Ort über die Zeit verändert. Welche Auswirkungen haben das Wachstum des Gartens und die Verstetigung sozialer Beziehungen auf die von den Gärtnern beschriebene Offenheit? Führen die Vergemeinschaftungs- und Aushandlungsprozesse zu neuen Grenzziehungen und Regeln, die die Erfahrung des Ortes verändern? Ein relationales Raumverständnis, das Orte als Aufeinandertreffen von Entwicklungslinien und als ereignishaftes Werden versteht (2.1.3), nimmt Veränderungen als gegeben an. Orte wandeln sich aufgrund veränderter sozialer und baulicher Konfigurationen, geänderter sozialer Praktiken und einer sich stetig wiederholenden Interpretation und Bedeutungszuschreibung der körperlich erfahrenden Umwelt (2.1.4). Orte sind *per se* dynamisch, auch wenn die Empfindungen für diese Veränderungen unterschiedlich ausfallen

können. Diese Veränderungen führen zu der Neubildung, Verschiebung oder Auflösung von physischen und sozialen Grenzen und Regeln.

Dazu hat Bärbel in unserem Interview einige Gedanken formuliert. Sie meint, dass jede Gruppe Regeln brauche. Je größer die Gruppe werde, desto schwieriger sei es, „diese Regeln locker zu lassen sozusagen. Sie müssen fester werden, enger, und rigider“ (Interview Bärbel). Dies widerspräche jedoch der menschlichen Natur und dem Wunsch nach Entfaltung. Auch entwickeln sich eine Gier und ein Streben nach Macht, das jedoch „gegen das eigentliche Bedürfnis des Menschen“ spreche (ebd.). Der Garten biete nun die Möglichkeit der Auflockerung unseres Gesellschaftssystems, das diese Gier fördere. „Ja natürlich, ist es schon ein Aufbrechen, ein Auflockern. In dem Moment, wo etwas Neues entsteht. Und wenn es mehr wird [mehr Gärten entstehen], dann hält es sich noch ein bisschen“ (ebd.). So könne der Garten zu einer temporären Auflockerung des ansonsten rigiden Systems führen. Allerdings, „die Gefahr, oder die Entwicklung steckt auch schon da drinnen, dann wieder, ja ... eng zu werden. Aber das würde dann ein Weilchen dauern“ (ebd.). So bestehe die Gefahr, dass in jedem Aufbrechen des Systems „ein Neubeginn von einem neuen Regelwerk“ (ebd.) enthalten sei. Diesen Gedanken folgend wird das Potential von Grenzverschiebungen und neuen Regeln im Allmende Kontor untersucht. Auch hier besteht die Möglichkeit, dass vormalig durchlässige Grenzen sich verfestigen und die Institutionalisierung von Regeln Menschen ausschließt. Der Zeitpunkt meiner empirischen Erhebung erwies sich dabei als günstig, da das Projekt noch jung und die Bauphase erst seit kurzem abgeschlossen war. Die Gärtner erinnerten sich noch an die Erfahrungen der Bauphase, machten sich jedoch schon Gedanken über die Zukunft des Gartens, mögliche Veränderungen und notwendige Regulierungen.

5.1 Soziale Offenheit und Regeln

Ende August 2011 nahm ich an einer von der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V. organisierten Führung auf dem Tempelhofer Feld teil. Einige der etwa 20 Teilnehmer waren beruflich als Landschaftsarchitekten oder Gärtner tätig. Viele von ihnen beschäftigten sich in ihrer Freizeit als Hobby- und Kleingärtner. Am Ende der Führung kamen wir zum Allmende Kontor, wo sich einer der Initiatoren Fragen der Teilnehmer stellte und eine hitzige Diskussion entstand. Einige der Teilnehmer waren geschockt über die Ästhetik und „dilettantische“ Durchführung des Gartens. So sei das Anbauen in Hochbeeten kein richtiges Gärtnern. Auch seien die Materialien der Beete ungeeignet und „hässlich“. Ein Teilnehmer schüttelte angewidert den Kopf und sagte, das sehe aus wie in der „Dritten Welt“. Daraufhin entgegnete der Initiator auf den Schillerkiez zeigend: „Das ist es auch. Da hinten ist die Dritte Welt“. Der Initiator spielte darauf an, dass viele der Gärtner im Schillerkiez wohnen, und dort ein hoher Anteil an Geringverdienern und Arbeitslosen lebt. Er betonte, dass

der Gemeinschaftsgarten gerade diese Menschen zum Mitmachen ansprechen möchte. Es entwickelte sich ein Streit um die Frage, was ein ordentlicher Garten sei und ob dieser von Profis, also Landschaftsarchitekten und gelernten Gärtnern, geplant und angelegt werden müsse. Von einigen wurde Gärtnern als Kunstform und Profession beschrieben, die bestimmten ästhetischen Gesetzmäßigkeiten und Regeln folgen müsse. Von dem Initiator wurde das kreative Ausprobieren für jedermann und die Bildungs- und Gemeinschaftsfunktion herausgestellt, die gerade für sozial Benachteiligte einen hohen Wert habe. Diese Gegenüberstellung unterschiedlicher Auffassungen betont die Besonderheit des Allmende Kontors, in dem das Gärtnern nicht als professionelle Gestaltung eines Ortes verstanden wird, sondern als Mittel für sozialen Kontakt, für Umweltbildung oder als Selbsterfahrung. Ein Effekt dieses Ansatzes mag die von manchen kritisierte Ästhetik des Gartens sein. Ein anderer Effekt ist jedoch eine soziale Offenheit, die sich in den Erfahrungen der Gärtner widerspiegelt.

Ein Aspekt dieser Offenheit sind die Äußerungen einiger Gärtner über die wahrgenommene Vielfalt der Menschen, die sich im Garten engagiert. So finde Daniel „die Mischung ganz gut. Jetzt gerade ist eher eine ganz krasse Mischung zwischen jungen und alten Leuten, hippe und eher alternative Leute (...). Leute von allen Ländern“ (Interview Daniel). Diese Offenheit wird als eine Qualität an sich wahrgenommen. Christiane erzählt, dass es neben Hartz-Vier Empfängern auch gut Ausgebildete und Studenten im Garten gebe. Ihrer Meinung nach „lebt der Garten auch davon, dass es doch diese Unterschiede gibt. Ansonsten wäre das auch eher langweilig und ich würde vielleicht irgendwann sagen ‚ach nö, muss nicht mehr sein‘“ (Christiane). Die Gruppe der Gärtner zeichne sich jedoch nicht nur durch die Diversität ihrer Herkunft, ihres Alters und sozio-ökonomischen Hintergrunds aus, sondern auch in den

unterschiedlichen Zielen. Einige machen das, weil das schön ist, und einige machen das voll praktisch orientiert. Und ich finde das ziemlich gesund. Wenn es nur so wäre, dass alle Leute pflanzen, weil es gut aussieht, dann finde ich das auch ein bisschen komisch. Also ich finde das gesund, so wie das ist, dass die Struktur ganz gemischt ist; also eher Platz für Kinder und Platz für alte Leute, die Karten spielen gibt (Interview Daniel).

Somit bietet der Garten zum einen die Freiheit, verschiedene Vorstellungen und Ziele zu verfolgen, wie etwa das „schöne“ oder das „praktische“ Gärtnern. Zum anderen zeichnen diese verschiedenen Praktiken, wie das Spielen der Kinder oder das Kartenspielen der alten Leute, den Ort in seiner Diversität und Offenheit aus. Der Ort ist dabei als „Element der Praxis“ (WERLEN 2010a: 15) ein Produkt dieser unterschiedlichen Tätigkeiten. Dabei sieht Daniel den Erfolg des Gartens darin, dass er „richtig kein Ziel hat“ (Interview Daniel). Jeder könne mitmachen und habe seinen Platz, da „nicht so eine starke Ideologie dahintersteht, so politisch oder, keine Ahnung, humanistisch orientiert. Sondern die Leute machen einfach was sie wollen und sie haben so relativ viele Freiheiten, das zu machen“ (ebd.). Daniel gefalle an dem Projekt, dass es keine ideologischen Ziele verfolge, bzw. dass diese nicht offen-

sichtlich den Ort prägen. Auch Maria spreche es an, „dass es so einen Ort gibt, wo jeder mitmachen kann, ohne dass jemand ausgeschlossen wird“ (Maria). Somit ist die Offenheit ein Effekt der Akzeptanz verschiedener parallel existierender Praktiken und Vorstellungen von dem Ort. Die Offenheit wäre durch eine stärkere Reglementierung gefährdet, da sich dann einige Gärtner ausgeschlossen fühlen könnten.

Ein weiterer Aspekt der Offenheit besteht in der Möglichkeit für Geringverdiener, Rentner und Arbeitsloser, den Garten als preisgünstige Freizeitbeschäftigung zu nutzen. Der Garten steht dabei im Kontrast zu vielen anderen Orten des städtischen Alltags, die aufgrund von Eintrittsgeldern restriktive Zugangsbedingungen haben und Menschen ausgrenzen. Maria finde es schön, dass man, „ohne dass man reich ist, hier so einen Ort draußen“ (ebd.) habe. Es gefalle ihr, „dass [der Garten] auch in einem Bezirk ist, der eher arm ist, [und] dass die so eine Erholungsstätte haben“ (ebd.). So ermöglicht der geringe finanzielle Aufwand die Teilnahme vieler Gärtner erst, und würde sie im Falle einer höheren Abgabe wahrscheinlich ausschließen. Allerdings haben einige Gärtner 2011 keinen Beitrag gezahlt. Meyer-Renschhausen sehe darin ein Problem, „dass viele Leute das eigentlich noch nicht wissen, dass man da eigentlich 30, 20-30 Euro spenden muss für seine Kiste. Je nachdem, wie viel Erde da drin ist“ (Interview Meyer-Renschhausen). Sie habe zwar Verständnis für Gärtner, die aufgrund fehlender Deutschkenntnisse länger bräuchten, das Konzept zu verstehen. „Aber wenn ich gut gebildete junge Deutsche da habe, [möchte ich,] dass die sich schon ihre Gedanken machen. (...) Und das heißt auch, was wir dafür alles machen müssen, dass das [der Garten] überhaupt möglich ist“ (ebd.). Zwar möchten die Initiatoren Menschen mit niedrigem Einkommen die Teilnahme am Garten ermöglichen, allerdings müssen sie gleichzeitig die finanzielle Basis für das Fortbestehen des Projektes sichern. Im April 2012 haben sie deshalb noch einmal auf die Notwendigkeit von Spenden aller Beteiligten hingewiesen, sodass „jeder nach seinen Möglichkeiten“ zwischen 12 bis 120 Euro pro Jahr zahlen solle. Es bleibt abzuwarten, ob sich nun ein stärker kontrolliertes System der Spendenzahlung etablieren, und ob das Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Gruppe der Gärtner haben wird. Es besteht die Gefahr, dass ein stärker kontrollierter Anmelde- und Spendenzahlungsprozess einige Gärtner von der weiteren Teilnahme abschrecken könnte.

Die Offenheit des Gartens wird auch anhand der Frage ausgehandelt, wie die Beete ästhetisch gestaltet, und wie intensiv diese gepflegt werden sollen. Mark macht dabei anhand einer Beobachtung deutlich, dass niemand im Garten dem anderen etwas vorschreiben können solle.

Ich meine ... [unklarer Name] hat da hinten auch schon mal einer Nachbarin gesagt, sie müsste ihre Distel zurückschneiden. Das fand ich völlig absurd [lacht]. Aber das sind nämlich genau die Sachen, die es hier nicht gibt. Das dann so Leute rumgehen und sagen, ‚ihr müsst das zurückschneiden‘ oder ‚hier dürfen nur solche Hecken wachsen‘, nur Weißdorn oder was weiß ich. So ist das ja in Kleingärten. Und hier ist es eben nicht so. Und hier darf es auch ein

bisschen hässlicher aussehen oder kreuz und quer. Ja, das eine Beet steht so rum und das andere steht so rum (Interview Mark).

Mark hebt hervor, dass es für die Gestaltung des Gartens keine Vorschriften geben solle, die von einzelnen Personen bestimmt werden könnten. Allerdings lässt sich daraus nicht schließen, dass der Ort regellos ist. So beschreibt Anne die sozialen Beziehungen als ein sich selbst regelndes System, das durch eine gemeinschaftliche Fürsorge und eine geteilte Vorstellung von dem Ort entstehe. Sie äußert sich fasziniert darüber, dass sich

früher oder später um alles gekümmert [wird]. Also manchmal gibt es so ein bisschen, dass dann Beete nicht bestückt sind. Leute rammeln sich da was hin, legen ein paar Bretter hin und sind dann wochenlang nicht mehr zu sehen. Aber das arrangiert sich irgendwie alles von selbst, weil es so viele Nachbarn drum herum gibt, so viele Augen und Ohren und Herzen, die da irgendwie dabei sind (Interview Anne).

Sie hebt das soziale Umfeld hervor, dass die auftretenden Probleme von selbst regeln würde. Für sie ist dies ein positiver Aspekt des Gartens. Allerdings erkennt sie, dass es bezüglich der Neuvergabe von ungenutzten Beeten eine Regelung von den Initiatoren gibt. Thomas weiß, dass das

insofern geregelt ist, wenn das nun auffällt, dass am Beet ewig und drei Tage überhaupt nichts gemacht wird, dass der dann angeschrieben wird, oder über die Kontaktadresse angesprochen wird und dann 14 Tage Zeit hat, und wenn nicht geht das Beet halt woanders hin (Interview Thomas).

Thomas finde, das sei „eine ganz gute Regelung. Weil das ist ja doch auch ok, wenn das nur so verwildert. Zumal jetzt unter dem Gesichtspunkt, dass auf jedes Beet, was jetzt vielleicht frei ist, in Anführungsstrichen zehn Bewerber kommen würden, die es gerne machen würden“ (ebd.). Auch Lara sagt, dass es aufgrund dieser Regelung kaum ungepflegte Beete gebe, und dass diese Regelung der Beetneuvergabe gut funktioniere (Interview Lara). Trotz dieser Regel ist es bisher jedoch zu wenigen Neuvergaben gekommen. Abschließend lässt sich festhalten, dass es mit der Spendenabgabe und der Beetneuvergabe zwei Rahmenregeln gibt, die jedoch in ihrer Ausführung und Kontrolle schwach ausgeprägt sind, und keine unmittelbaren Konsequenzen für die Gärtner haben. Dies bewerte ich als einen wichtigen Grund für die von den Gärtnern empfundene Offenheit des Ortes.

5.2 Grenzen, Öffentlichkeit und Individualität

Die Öffentlichkeit des Gartens und die Individualität der Beete sind organisatorische Gegebenheiten, die die Bedeutung des Ortes und die sozialen Praktiken der Gärtner prägen. Flo beschreibt die Offenheit des Ortes als Gegenkonzept zum Kleingarten,

wo jeder seine Parzelle hat. Und das ist ja hier de facto nicht der Fall. Und wenn wir dann an unser Beet gekommen sind und da saßen Leute auf der Bank, dann sitzen da halt Leute auf

der Bank. Ich meine wir sitzen jetzt ja auch bei irgendjemandem im Wohnzimmer sozusagen. Und ich bin mir sicher, dass wird den auch nicht stören (Interview Flo).

So haben die nicht vorhandenen Abgrenzungen in einzelne Parzellen den Effekt, dass sich die Gärtner untereinander arrangieren und es akzeptieren, dass andere Gärtner die von ihnen gebauten Bänke benutzen. Das gehöre zu dem Ort dazu und das akzeptiere Flo. Christiane ist der Meinung, dass durch eine Begrenzung des Gartens nach Außen viel verloren gehen würde.

Das Abzäunen an sich ist ja so eine Barriere, das heißt, nicht mehr jeder würde einfach so reingehen. Weil man sich so von vornherein ausgeschlossen fühlt. Das ist so eine bestimmte Hemmschwelle, die dann so künstlich auch entworfen wird. Ich glaube, dass würde der ganzen Sache doch einen Abbruch tun (Interview Christiane).

Der nicht vorhandenen Abgrenzung nach Außen wird eine eigene Qualität für die Bedeutung des Ortes zugesprochen. Auch Mark ist der Meinung: „Das ist ja schon offen, das gehört auch dazu. Hier kann jeder reinkommen, hier kann jeder sich hinsetzen, hier kann jeder gucken“ (Interview Mark). Maria ist der Garten „sehr ans Herz gewachsen. Also ich hätte keine Lust auf so ein kleines Stück, wo man überall die Grenzen sieht“ (Interview Maria). Damit spielt sie auf die Weite des Feldes an.

Allerdings gibt es auch Stimmen, die in der nicht vorhandenen Umgrenzung des Gartens Nachteile sehen. Thomas sagt zwar, dass ihm die Öffentlichkeit gefalle, aber

es ist nicht deins, mit allen Nachteilen, es wird einfach doch mehr geklaut. Du kannst nicht alles liegenlassen. Da ist die Wahrscheinlichkeit doch hier um etliches höher, dass es das nächste Mal nicht mehr da liegt, als wenn ich das in einem umzäunten Garten, in einem abgeschlossenen Garten oder Schrebergarten machen würde. Ich traue mich hier auch so bestimmte Sachen nicht so zu machen, weil ich denke, die werden wahrscheinlich zerstört anschließend (...) (Interview Thomas).

Viele Gärtner sprechen an, dass ihnen schon häufiger Teile der Ernte geklaut wurden. Einige haben Erfahrungen mit Zerstörungen der Beete gemacht. Trotz dieser Phänomene, über die unter den Gärtnern viel diskutiert wird, sagen alle meiner Interviewpartner, dass die Vorteile der Offenheit des Gartens dafür entschädigen, wenn Gemüse geklaut oder etwas zerstört wird. So gefalle Thomas, wenn andere Gärtner oder Passanten vorbei kämen, und

wenn das eigene Beet gelobt wird, das ist schon nett. Das entschädigt auch ein bisschen, wenn die Sachen anschließend geklaut werden. So ein bisschen zu mindestens. Man hört halt einfach, dass es den Leuten gefällt, dass was man gemacht hat. Und das hilft mir dann auch, wenn ich komme und die Kürbisse sind weg oder so. Immerhin haben es einige Leute vorher gesehen und fanden es ganz nett (ebd.).

Unter den Gärtnern hat sich ein Verständnis entwickelt, dass das Klauen von Gemüse bis zu einer bestimmten Menge akzeptiert wird. Viele bezeichnen das Klauen als ärgerlich, aber keiner der Gärtner würde den Garten deshalb einzäunen wollen. Mark sagt:

Man kann mal so ein bisschen was nehmen. [Aber] Da läuft so ein Typen hier immer durch, der hat die Hände immer voll mit Kräutern. Also man kann sich mal irgendwo so ein bisschen Basilikum abreißen, aber nicht immer gleich eine ganze Hand voll. Weil wir bauen alle hier keine großen Mengen an, das sind alle nur kleine Mengen. Und dann kann man sich nicht einfach nur so bedienen. Aber, naja (Interview Mark).

Demnach ist die Menge entscheidend, ab wann die Gärtner das Klauen als solches definieren und als störend empfinden. Auch Lara sagt, bei ihr sei einmal eine Pflanze rausgerissen worden, doch sie

schätze und genieße [es] hier, sodass selbst wenn mal ein bisschen mehr weg wäre aus unserem Beet, fände ich das schade, aber das wäre kein Grund für mich das hier abzubrechen. Was ich natürlich schade fände, wenn unser Beet zerstört würde, oder wenn jemand alles aberntet. Aber wenn hier jemand mal ein Salatblatt pflückt, dann wäre das für mich nicht dramatisch (Interview Lara).

Es hat sich bei den Gärtnern durch soziale Aushandlungsprozesse eine Akzeptanz für gelegentliches Klauen entwickelt. Zudem hat sich bei der Frage nach dem Gießen, Ernten und Kümmern um die Beete anderer Gärtner ein feines Gespür für Grenzen entwickelt. Dabei geht es um die Frage, ob es angemessen sei, bei dem Nachbarbeet nur zu gucken, nach Absprache mitzugießen oder gar ernten zu dürfen. Dabei spielen Vorstellungen von Mein und Dein eine Rolle, wobei die Aspekte der Öffentlichkeit und der individuellen Gestaltung der Beete wichtig sind (Abb. 15). Lea meint: „Nee, bei den anderen gießen eher nicht. Bei Christian vielleicht, aber den kennen wir halt auch. Nee, ansonsten nicht. Wenn man sich absprechen würde, (...) dann würde ich das auch machen“ (Interview Lea). Daniel ist der gleichen Meinung. Er habe „das Gefühl, dass ich immer das Eigentum von jemand anders angreife, wenn ich dort was mache. Vielleicht finden die Leute das nicht so toll“ (Interview Daniel). Lea meint, dass „wenn ich jetzt so überlege, also irgendwie denkt man schon dass es ein bisschen so, dass es seins wäre [das Beet]“ (Interview Lea). Auch Lara finde, dass

die Beete eher individuell sind und dass es aber einmal halt Nachbarn gibt, die sich mitkümmern, zum Teil abgesprochen, zum Teil einfach so. Und dann gibt's sicher einzelne, die Alles so im Blick haben und auch mal großflächig mitgießen. Aber es ist jetzt nicht so, dass es ein Garten ist, in dem jeder in jedem Beet genau gleich viel gießt und genau gleich viel pflanzt und erntet (Interview Lara).

Demnach haben sich eine Reihe unausgesprochener Grenzen etabliert, die eine normative Bewertung des Verhaltens anderer Gärtner ermöglichen. Einige Gärtner akzeptieren es lediglich, wenn andere ihr Beet anschauen. Andere wiederum sprechen mit ihren Nachbarn ab, dass diese bei ihnen gießen, und teilweise akzeptieren sie es auch, wenn diese bei ihnen ernten. Grundsätzlich betrachten die Gärtner die Beete jedoch als ihre Einflussosphäre. Es gibt vereinzelt auch Menschen von Außerhalb, die nicht im Garten mitmachen und trotzdem in die Beete Pflanzen setzen. Dies wird jedoch kritisiert und verstößt gegen die allgemein akzeptierten Grenzen und Regeln der Absprache. So beschreibt Lara, sie habe

von einer Frau mitbekommen, die war gar nicht offiziell mit dabei, aber die fing dann an überall was mit rein zu pflanzen. Ich kenne die gar nicht, aber das hatte mir eine von den Beetnachbarinnen erzählt. Die war auch ein bisschen irritiert gewesen. Es war halt nicht abgesprochen. (...) Also ich hätte kein Problem wenn jetzt hier jemand gerne einen Topf bepflanzen will, aber ich würde es halt gerne absprechen. Und die hatte da glaube ich einfach eine andere Vorstellung von (ebd.).

Lara unterscheidet zwischen Menschen aus dem Garten, mit denen sie sich durch die gemeinsame Teilnahme an dem Projekt verbunden fühlt, und Menschen von Außerhalb, die nicht offiziell dabei sind und somit ohne Absprache kein Recht haben, sich zu beteiligen. Somit lässt sich festhalten, dass die Beete von fast allen Gärtnern als individuelle Beete verstanden werden, und gemeinschaftliche oder beetübergreifende Aktionen zwischen den Individualgärtnern abgesprochen werden. Auch die Verantwortung für die Beete wird bei den einzelnen Gärtnern gesehen.

Einige Gärtner befürworten restriktivere Grenzziehungen gegenüber der Größe und den verwendeten Materialien mancher Beete. Sie kritisieren die „Gier“ (Interview Maria) der Teilnehmer mit großen Beete (Interview Barbara). Dabei werden besonders die Beete kritisiert, die am Ende der Bauphase, und dabei größer und häufig aus Spanplatten gefertigt wurden (4.2.4). Einige Gärtner wünschen sich, keine Erweiterungen zuzulassen und große Beete wieder abzubauen. Im Frühjahr 2012 haben die Initiatoren einige Hinweisschilder an einem zentralen Ort im Garten aufgehängt, mit denen verhindert werden soll, dass neue Beete gebaut (Abb. 16), und Beeterweiterungen begrenzt werden sollen (Abb. 17). Diese Schilder unterscheiden sich in ihrem Tonfall und ihrer Gestaltung von metallenen Hinweis- und Verbotsschildern in Kleingartenanlagen oder im Straßenverkehr. Und doch stellen sie eine Neuheit im Garten dar. Sie sind ein Versuch der Regulierung und Einflussnahme der Initiatoren, die es bis dahin vor Ort nicht gab. Bisher waren die Gärtner darauf angewiesen, bauliche Maßnahmen mit ihren Nachbarn abzusprechen. Diese soziale Aushandlung hat während der Bauphase zu der Offenheit des Ortes beigetragen, da das Bauen zu einem gemeinschaftlichen Prozess wurde. Die Schilder etablieren nun eine höhere Instanz in der Ordnung des Gartens und strahlen eine Autorität aus, die die Offenheit einzuschränken droht. Auch wenn die Gärtner die Forderungen, die auf den Schildern formuliert sind, begrüßen, so besteht die Möglichkeit, dass sie den Aushandlungsprozess der Gärtner und die Atmosphäre des Ortes negativ beeinflussen. Für die gewünschte Verwendung von Naturholz und die Vermeidung von Spanplatten gibt es bisher keine Hinweisschilder. Hier hat sich jedoch eine rege Diskussion unter den Gärtnern entwickelt, und einige haben auf Anraten anderer ihre Spanplatten durch Naturholz ersetzt (Interview Mark). Hier zeigt sich, dass sich die Gärtner auch untereinander einigen können. Nebeneffekte dieser Aushandlung sind dabei, dass sich die Gärtner kennen lernen, und das Bewusstsein weitergetragen wird, dass plastikbeschichtete Bretter schädlich für den Boden und das Gemüse sind.

Im Frühjahr 2012 hat die Senatsverwaltung vor jedem Pionierprojekt Metallschilder aufgestellt, auf denen die Projekte in einem kurzen Text beschrieben, und mit dem *corporate design* der Tempelhofer Freiheit versehen sind (Abb. 18). Auch vor dem Allmende Kontor steht so ein Schild (Abb. 19). An diesem Beispiel lässt sich die Macht der Repräsentation und die Grenzverschiebung durch die zunehmende Umgestaltung und Inbesitznahme des Feldes durch den Senat thematisieren. Bisher gab es auf dem gesamten Feld wenig offizielle Beschilderung. Auch im Garten gab es lediglich ein von den Initiatoren aufgehängtes Banner mit dem Namen des Projektes (Abb. 20). Dies ist wichtig, da die von den Gärtnern positiv bewertete Offenheit u. a. dadurch entstehen konnte, dass keine Beschilderung den Gärtnern und Passanten vorgab zu glauben, was der Ort „ist“, sondern vielmehr verschiedene Vorstellungen von dem Ort parallel existieren konnten. Durch das Metallschild vor dem Allmende Kontor ist zum einen zu befürchten, dass weniger Begegnungen zwischen Passanten und Gärtnern stattfinden, da viele lediglich das Schild lesen, aber nicht wie bisher darauf angewiesen sind, die Gärtner zu fragen, worum es in dem Projekt geht. Zum anderen sind die Kontakte zwischen Gärtnern und Passanten für die Identifikation der Gärtner mit dem Ort von großer Bedeutung, da sie auf Nachfragen im Gespräch den Garten und ihr eigenes Handeln erklären. So droht der Garten als Ort der Begegnung an Kraft zu verlieren, wenn sich durch das Schild die Praktiken der Passanten verändern und eine Grenze zwischen ihnen und den Gärtnern entsteht. Die Grenze der Begegnung, die bisher mitten durch den Garten verlief, droht sich an den Rand des Gartens hinter das Metallschild zu verschieben. Zudem ist das Fremd-labeling problematisch, da es nicht nur dem Projekt die Selbstdarstellung und Deutungshoheit von offizieller Seite streitig macht, sondern auch die Ästhetik des Feldes und des Projektes stört.

5.3 Verantwortung und Selbstorganisation der Gärtner

Entscheidend für die zukünftige Entwicklung der Bedeutung des Ortes ist nun die Frage, inwieweit sich die Gärtner an der Organisation des Gartens beteiligen werden. Dabei ist insbesondere interessant, ob die Beteiligten einerseits bereit sind Verantwortung zu übernehmen, und andererseits sinnvoll in Entscheidungsprozesse eingebunden werden können. Bisher verbringen die Gärtner Zeit vor Ort und sind dabei nur teilweise bereit, sich für das Projekt zu engagieren. Sie müssen sich weder um das Fortbestehen des Projektes kümmern, noch regelmäßig zu Treffen erscheinen. Lea sagt: „Also bei mir ist das so, ich habe auch einfach nicht die Zeit, jeden Samstagnachmittag hierher zu kommen und mich da so zu engagieren“ (Interview Lea). Dieses Verhalten hat keinerlei Nachteile für sie. Auch Flo meint: „Ich meine es ist ja alles so ungezwungen, dass falls einen gravierend was stören sollte, naja, dann sagt man halt man lässt es. Man verpflichtet sich ja hier auch nicht“ (Interview Flo). Jedoch gibt es auch Gärtner, die täglich im Garten sind und gerne gemeinschaftliche Aufgaben übernehmen.

Gerade diese Wahlfreiheit bewerte ich als eine Besonderheit und Stärke des Gartens. Er unterscheidet sich dadurch von strenger reglementierten Gruppen wie Vereinen oder Kleingärten, in denen es mehr Verpflichtungen und eine stärkere Kontrolle gibt. Ohne diese Ungezwungenheit ist zu erwarten, dass sich einige Gärtner nicht mehr für das Projekt interessieren würden.

Auch die Initiatorin Meyer-Renschhausen ist sich darüber bewusst, dass es ein Vorteil von einem Gemeinschaftsgarten sei, dass die Gärtner „mal aktiver (...) und mal passiver“ (Interview Meyer-Renschhausen) beteiligt seien. Allerdings sagt sie:

Ne, ich glaube der Konflikt hier ist, das ist schon ein riesen Projekt, wenn die Leute das jetzt nur sozusagen konsumieren, und sich nicht auch mal bemühen rauszukriegen, auf welchem Hintergrund das ganze passiert, dann ist das halt gefährdet. Und wenn man will, dass das bleiben soll, das muss man anfangs auch ein bisschen von den Leuten verlangen, dass die sich informieren. Die müssen ja gar nicht viel mitmachen (ebd.).

Sie fordert einen gewissen Grad an Engagement ein und die Bereitschaft, sich zu informieren, da das Projekt sonst gefährdet sei. Auch viele Gärtner sind sich bewusst, dass die Übernahme von Verantwortung für die Zukunft des Projektes entscheidend ist. Thomas wisse,

dass so ein Projekt natürlich auch von der Mitarbeit der einzelnen Nutzer lebt. Denn es ging nie darum, dass das Allmende Kontor sagt, ‚sagt uns was ihr braucht, wir bringen es euch‘. Haben sie sicher am Anfang teilweise gemacht mit bestimmten Sachen, Sand oder Paletten. Aber es geht ja, so habe ich den Ansatz von denen auch verstanden, über Selbsterkennung, Selbstbewusstsein in Führungsstrichen, dass die Leute das auch anfangen selber zu organisieren (Interview Thomas).

Thomas sehe zudem, dass „hier durchaus doch etliche Bereitschaft bei ist, von Leuten wirklich auch was zu machen, oder so Aufgaben halt auch zu übernehmen“ (ebd.). Auch Lara ist sich dessen bewusst und wünscht sich eine stärkere Selbstorganisation der Gärtner. So sollten zukünftig, im Fall der Notwendigkeit von Regelungen, diese Absprachen aus der Gruppe selbst entstehen. Ihr gehe es darum, „als Projekt an sich zusammen dann Regeln zu finden (...). Aber ich finde nicht, dass da das Orgateam jetzt mehr vorgeben sollte, sondern wenn, dass man das zusammen entscheidet bei Treffen (Interview Lara). Sie spricht sich für eine stärkere Emanzipation der Gärtner von den Initiatoren aus. Auch Charlotte finde es positiv, dass sich die Initiatoren „im Hintergrund“ (Interview Charlotte) halten. Sie denke, die Initiatoren „wollen das halt selber sich entwickeln lassen, ohne dass jemand draufschaut und das irgendwie lenkt, und das finde ich halt super, dass man das sieht, wie das entstanden ist einfach alleine“ (ebd.).

Die Etablierung der Vor-Ort Gruppe im Herbst 2011 kann als Versuch der Initiatoren gesehen werden, durch eine weitere Instanz die Eigeninitiative der Gärtner zu stärken und mehr Aufgaben zu delegieren. In der bisherigen Organisationsstruktur bestand die Gefahr, dass zu viele Gärtner das Angebot des Gartens lediglich konsumieren, ohne eigenes Engagement zu zeigen. Darauf weist auch

Meyer-Renschhausen hin (Interview Meyer-Renschhausen). Die Teilnahme an der Gruppe beruht auf Freiwilligkeit und wendet sich an die Gärtner, die vorher bereits viel vor Ort waren. Dieses Arrangement umgeht damit auch das Problem, dass die gesamte Gruppe der Gärtner zu groß wäre, um Entscheidungen zu treffen. Auch Meyer-Renschhausen spricht an: „eigentlich ist es [der Garten] ein bisschen zu groß“ (ebd.). Aus der *intentional community* Forschung wisse man, dass Gruppen über 120 Teilnehmer schwer zu kontrollieren seien (ebd.). Der Garten liegt jedoch mit mehreren hundert Gärtnern weit darüber. Kein anderes urbanes Gartenprojekt in Deutschland ist ähnlich groß und hat mit diesen organisatorischen Fragen zu tun.

Meiner Einschätzung nach ist die Vor-Ort Gruppe ein gutes Instrument, um den engagierten Gärtnern mehr Mitspracherecht und Gestaltungsmöglichkeiten einzuräumen. So wird gewährleistet, dass das Projekt einem *bottom-up* Ansatz folgt und die Gärtner die Möglichkeit der Partizipation haben. Auch ist es für die Gärtner, die weniger Zeit und Energie vor Ort investieren wollen, weiterhin möglich an dem Projekt teilzunehmen. Es wird sich zeigen, ob dieses Machtzugeständnis der Initiatoren an eine begrenzte Gruppe von Gärtner zu Grenzverschiebungen und Bevor- oder Benachteiligungen führen wird.

6 Fazit

Der Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor auf dem Tempelhofer Feld ist ein vielseitiger Ort, der durch das Zusammentreffen mannigfaltiger Deutungen, sozialer Praktiken und materieller Güter entsteht. Die Aushandlung der Vorstellungen und Ideen der Gärtner bildet einen Prozess der Vergemeinschaftung, der die Bedeutung des Ortes prägt. Dabei können verschiedene Deutungen des Gartens nebeneinander existieren, ohne einander auszuschließen. Der Garten wird von den Gärtnern als ein Ort der Begegnung und des sozialen Kontaktes erlebt. Sie können dort Menschen kennen lernen, ihre Freizeit verbringen und eine Beschäftigung finden. Der Ort schafft ein Gefühl sozialen Zusammenhalts und fördert die Toleranz der Gärtner untereinander. Auch ermöglicht der Ort Naturerfahrungen. Die Gärtner freuen sich über das Wachstum der Pflanzen und machen sich Gedanken über eine ausgewogene Ernährung. Die Gestaltung der Beete mit den eigenen Händen wird als befriedigend erfahren und der Ort ermöglicht, neue Dinge über Gartenbau zu lernen. Zudem verstehen manche Gärtner den Garten als einen Ort des Protests. Sie bringen ihn mit einer abstrakten Kritik an der Konsumgesellschaft, der Vorstellung eines alternativen Wirtschaftssystems und einer solidarischen Tauschwirtschaft in Verbindung. Der Protest zeigt sich auch anhand konkreter symbolischer Praktiken, wie etwa der Wiederverwertung alter Materialien zum Bau der Beete und der Aneignung öffentlichen Raumes. Insbesondere kritisieren die Gärtner die vom Senat geplante Randbebauung des Feldes, der auch das Allmende Kontor weichen müsste. Vereinzelt engagieren sich Gärtner in einer Bürgerinitiative gegen die Bebauung.

Diese Deutungen der Gärtner haben Ähnlichkeit mit Darstellungen anderer urbaner Gärten in Medienberichten und wissenschaftlichen Studien. Das Allmende Kontor weist jedoch eine Reihe von Besonderheiten auf. Die exponierte Lage auf dem Feld führt zu starkem medialen Interesse und diversen Einflüssen von Passanten, Journalisten, Wissenschaftlern und Künstlern, die den Ort aus unterschiedlichen Beweggründen nutzen und somit zu seiner heterogenen Bedeutung beitragen. Die Größe des Projektes hat den Effekt, dass sich viele der Gärtner untereinander nicht kennen, wodurch zum einen Anonymität, und zum anderen soziale Offenheit entsteht, die es jedem Gärtner erlaubt, den Grad seines sozialen Engagements selbst zu bestimmen. Dies wäre in einem kleineren Gartenprojekt nicht vorstellbar. Durch die individuelle Organisation der Beete sind die Gärtner in der Gestaltung frei, bzw. müssen sich lediglich mit ihren Nachbarn abstimmen. Es überwiegt das Verständnis, dass jeder für sein eigenes Beet verantwortlich ist, und dass die Pflege und Ernte in fremden Beeten mit den jeweiligen Gärtnern abgesprochen werden muss. Es gab von Beginn an wenig vorgegebene Regeln seitens der Initiatoren, wodurch der Garten ein offener Ort mit wenigen Kontrollen und Vorschriften für die Handlungen der Gärtner wurde. Die Teilnahme erfordert einen geringen finanziellen Aufwand und die Partizipationsschwelle ist im Vergleich zu anderen städtischen Freizeitangeboten

minimal. Dies trägt zu einer hohen Diversität der Gruppe bei. Das Allmende Kontor zeichnet sich somit durch soziale Offenheit aus.

Die vielfältigen Deutungen und sozialen Praktiken prägen den Garten, können jedoch nicht als abgeschlossen, umfassend oder unumstritten angesehen werden. In ihrer Aushandlung sind sie ambivalent, und einer stetigen Veränderung unterworfen. Die Ambivalenz der Bedeutung des Ortes zeigt sich bei der ästhetischen Gestaltung. Einige Gärtner bevorzugen einen dezent gestalteten naturnahen Garten mit Beeten aus Holz, in dem die Pflanzen im Mittelpunkt stehen. Andere Gärtner verwenden Spanplatten und alte Möbel und betonen den Wunsch, kein Geld auszugeben und natürliche Ressourcen zu schonen. Wiederum andere dekorieren ihr Beet mit einer Vielzahl von Gegenständen, wie etwa Fahnen, Fahrradfelgen oder Plüschtieren. So wird durch die Verhandlung der ästhetischen Gestaltung, die jeweils Ausdruck unterschiedlicher symbolischer Codes ist, auch über die Bedeutung des Gartens entschieden. Die Besonderheit des Allmende Kontors ist, dass naturnahe, kleingärtnerische und *trash*-Ästhetik nebeneinander existieren können und sich nicht gegenseitig ausschließen. Ebenso ambivalent ist die Bedeutung des Gartens als ein Ort der Gemeinschaft. Einige Gärtner verbringen dort viel Zeit und haben Bekannte und Freunde gefunden. Andere Gärtner haben wenig Interesse an sozialen Kontakten und nutzen den Ort, um allein zu sein oder sich mit Freunden von Außerhalb zu treffen. Der Garten ermöglicht demnach soziale Kontakte, erzwingt sie aber nicht. Gleichmaßen vieldeutig ist der Garten als ein Ort des Protests und anderen Denkens. Einige Gärtner bringen ihn mit einer Gesellschaftskritik in Verbindung. Dabei ist die Vielfalt der von den Gärtnern angesprochenen Inhalte jedoch so groß, dass es kein originär mit dem Garten verbundenes Thema gibt. Sie reicht von der Notwendigkeit der Ressourcenschonung über soziale Gerechtigkeit durch Partizipation in der Gestaltung des öffentlichen Raumes bis hin zu einer gesunden Ernährung für alle. Das Allmende Kontor kann somit nicht als gesellschaftskritischer Ort *per se* verstanden werden, so wie dies in wissenschaftlicher Literatur und den Medien gelegentlich über andere Gemeinschaftsgärten dargestellt wird. Der Ort bietet auch denjenigen ausreichend Freiraum, die keine kritische Agenda verfolgen.

Das Allmende Kontor zeichnet sich durch seine positiven sozialen Effekte aus. Der ökologische Nutzen muss hingegen infrage gestellt werden. Der in Hochbeeten angelegte Garten stellt keine nachhaltige Lösung dar. Auch ist urbane Subsistenzwirtschaft, wie sie noch bis in die 1960er Jahre in Kleingärten eine Rolle spielte, vor Ort nicht möglich. Trotzdem gibt es im Allmende Kontor eine Rückbesinnung zu Funktionen früherer Kleingärten, die sich indirekt auswirkt. Themen wie Nachhaltigkeit, Ernährung und Subsistenzwirtschaft rücken in das Bewusstsein von Gärtnern und Besuchern, werden diskutiert und spielen bei der Imagination und Identität des Ortes eine Rolle. Dies ist jedoch nicht einer existentiellen Notwendigkeit geschuldet, sondern geschieht aus normativen und ideellen Grün-

den. Viele Gärtner streben einen natürlichen Lebensstil an, dessen Ideal von einem Bio- und Nachhaltigkeitsdiskurs geprägt ist. Die gärtnerische Tätigkeit hat eine symbolische und sinnstiftende Kraft und ermöglicht den Gärtnern, ihre Überzeugungen und Werte zu demonstrieren, und das Gefühl zu haben, in einer Gemeinschaft etwas Gutes zu tun. So sind die im Garten verhandelten Themen ein Gradmesser für gesellschaftliche Wertevorstellungen und deren Veränderungen.

Dass das Allmende Kontor einen Nerv der Zeit trifft, machen nicht allein die vielen Zeitungsartikel und Radiobeiträge über den Garten deutlich. Auch das Interesse der Wissenschaft an den neuen urbanen Gärten spricht für die Heterogenität der Bedeutungen, mit denen diese versehen werden. An dem besonderen und nicht unumstrittenen Platz auf dem Tempelhofer Feld wird der Garten zu einer Projektionsfläche verschiedener Deutungen. Andererseits stellt der Garten einen Raum sozialer Interaktion dar, der heute umso mehr gebraucht wird, um der Segregation der Stadtgesellschaft entgegen zu wirken und Raum für gemeinsame Experimente zu schaffen. Das Allmende Kontor hebt sich von Konzepten einer bürgerfernen und profitorientierten Stadtplanung ab, die allzu oft kulturelle Heterogenität, Kreativität und Eigeninitiative unterbindet. Offenheit und die Suche nach stetiger Veränderung sind die Erfolgsgaranten des Gartens. Das Allmende Kontor ist ein Ort, der herkömmliche gesellschaftliche Differenzierungen verschwimmen lässt und ein Aufeinandertreffen von verschiedenen Menschen und Vorstellungen auf Augenhöhe ermöglicht. Der Vergemeinschaftung vor Ort wird kein vereinheitlichendes Ziel gegeben, sie eröffnet Möglichkeiten und Räume für individuelle Deutungen und Praktiken. Die dabei entstehenden Konflikte und Differenzen müssen jeweils neu ausgehandelt werden. Es wird sich zeigen, inwieweit es den Gärtnern gelingt, ihren Garten gegen die Entwicklungspläne auf dem Tempelhofer Feld zu verteidigen. Bis dahin bleibt das Allmende Kontor jedoch ein „Platz, wo Platz ist“.

7 Anhang

7.1 Literaturverzeichnis

Aufsätze und Monographien

AGNEW, J. (2005): Space : Place. In: CLOKE, P.J., JOHNSTON, R. (Hrsg.): Spaces of geographical thought.

Deconstructing human geography's binaries. Sage, London, Thousand Oaks, 81–96.

ANDERSON, B. (1991): Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism.

Verso, London².

AUGÉ, M. (2008): Non-places: An introduction to supermodernity. Verso, London².

BÄHR, J., JENTSCH, C., KULS, W. (1992): Bevölkerungsgeographie. de Gruyter, Berlin.

BAUMAN, Z. (2009): Gemeinschaften: Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohten Welt.

Suhrkamp, Frankfurt am Main.

BAUSINGER, H. (1978): Dorf und Stadt - ein traditioneller Gegensatz. In: WEHLING, H.-G. (Hrsg.):

Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analysen und didaktische Hilfen. Leske & Budrich, Opladen, 18–30.

BELL, C., NEWBY, H. (Hrsg.) (1974): The Sociology of community: A selection of readings. Cass, London.

BLOTEVOGEL, H.H. (2003): 'Neue Kulturgeographie' - Entwicklungen, Dimensionen, Potentiale und

Risiken einer kulturalistischen Humangeographie. *Berichte zur dt. Landeskunde*, 77 (1), 7–34.

BOURDIEU, P. (1996): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp,

Frankfurt am Main⁸.

BRANDO, P. (1965): Kleine Gärten, einst und jetzt: Geschichtliche Entwicklung des deutschen

Kleingartenwesens. Christen, Hamburg.

CALHOUN, C. (1998): Community without Propinquity revised: Communication technology and the

transformation of the urban public sphere. *Sociological Inquiry*, 68 (3), 373–397.

CALLARD, F. (2005): Doreen Massey. In: HUBBARD, P., KITCHIN, R., VALENTINE, G. (Hrsg.): Key thinkers on

space and place. Sage, London, 219–225.

CHILLA, T. (2005): ‚Stadt-Naturen‘ in der Diskursanalyse. Konzeptionelle Hintergründe und empirische

Möglichkeiten. *Geographische Zeitschrift*, 93 (3), 183–196.

CORRIGAN, M.P. (2011): Growing what you eat: Developing community gardens in Baltimore,

Maryland. *Applied Geography*, 31 (4), 1232–1241.

CRESSWELL, T. (2004): Place: A short introduction. Blackwell, Malden, Massachusetts.

DELANTY, G. (2003): Community. Routledge, London.

DELEUZE, G. (1992): Woran erkennt man den Strukturalismus? Merve, Berlin.

- DIAMOND, J.M. (2006): Arm und Reich: Die Schicksale menschlicher Gesellschaften. Fischer, Frankfurt am Main.
- DOEL, M.A. (1996): A hundred thousand lines of flight: a machinic introduction to the nomad thought and scrumpled geography of Gilles Deleuze and Félix Guattari. *Environment and Planning D*, 14 (4), 421–439.
- DOEL, M.A. (2004): Poststructuralist geographies: the essential selection. In: CLOKE, P.J., CRANG, P., GOODWIN, M. (Hrsg.): *Envisioning Human Geography*. Arnold, London, 146–171.
- DUNCAN, J. (1980): The Superorganic in American Cultural Geography. *Annals of the Association of American Geographers*, 70 (2), 181–198.
- DUNCAN, J. (1990): The city as text: The politics of landscape interpretation in the Kandy Kingdom. Cambridge Univ. Press, Cambridge.
- FLICK, U., KARDORFF, E. von, STEINKE, I. (2008): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: FLICK, U., KARDORFF, E. von, STEINKE, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Rowohlt-Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg⁶, 13–29.
- FOUCAULT, M. (2006): Von anderen Räumen. In: DÜNNE, J., GÜNZEL, S. (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 317–329.
- GEBHARDT, H., REUBER, P., WOLKERSDORFER, G. (2003): Kulturgeographie - Leitlinien einer Perspektive. In: GEBHARDT, H., REUBER, P., WOLKERSDORFER, G. (Hrsg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Spektrum, Heidelberg, Neckar, 1–27.
- GEBHARDT, H., REUBER, P., WOLKERSDORFER, G., MATTISEK, A. (2007): Neue Kulturgeographie?: Perspektiven, Potenziale und Probleme. *Geographische Rundschau*, 59 (7/8), 12–19.
- GIBSON-GRAHAM, J. (2000): Poststructural interventions. In: SHEPPARD, E.S., BARNES, T.J. (Hrsg.): *A companion to economic geography*. Blackwell, Oxford, 95–109.
- GITTLEMAN, M., LIBRIZZI, L., STONE, E. (2010): Community Garden Survey: New York City. Results 2009/2010, 55. http://www.greenthumbnyc.org/pdf/GrowNYC_community_garden_report.pdf. Zuletzt geprüft am 21.03.2012.
- GLASZE, G., PÜTZ, R. (2007): Sprachorientierte Forschungsansätze in der Humangeographie nach dem linguistic turn - Einführung in das Schwerpunktheft. *Geographische Zeitschrift*, 95 (1/2), 1–4.
- GLOVER, T.D. (2004): Social Capital in the Lived Experiences of Community Gardeners. *Leisure Sciences*, 26 (2), 143–162.
- GOSZTONYI, A. (1976): Der Raum: Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaften. Alber, Freiburg.
- GREGORY, D. (2000): Human Geography and Space. In: JOHNSTON, R., GREGORY, D., PRATT, G., WATTS, M. (Hrsg.): *The dictionary of human geography*. Blackwell, Malden, Massachusetts⁴, 767–773.

- GRÖNING, G. (1998): Zum Stand der urbanen Gartenkultur in den USA. Gärtnern als gemeinschaftsfördernde Tätigkeit? *Stadt und Grün*, 47 (11), 771–777.
- GRÜNSTEIDEL, I. (2000): Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: MEYER-RENSCHHAUSEN, E., HOLL, A. (Hrsg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Studien-Verlag, Innsbruck, 125–139.
- GÜNZEL, S. (2005): Philosophie. In: KESSL, F., REUTLINGER, C., MAURER, S., FREY, O. (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. VS Verlag, Wiesbaden, 89–110.
- HARVEY, D. (2008): The Right to the City. *New Left Review*, 53, 23–40.
- HAYDN, F., TEMEL, R. (Hrsg.) (2006): Temporäre Räume: Konzepte zur Stadtnutzung. Birkhäuser, Basel.
- HENDERSON, B.R., HARTSFIELD, K. (2009): Is getting into the community garden business a good way to engage citizens in local government? *National Civic Review*, 98 (4), 12–17.
- HITZLER, R. (1998): Poststraditionale Vergemeinschaftung: Über neue Formen der Sozialbindung. *Berliner Debatte Initial*, 9 (1), 81–89.
- HUBBARD, P., KITCHIN, R., BARTLEY, B., FULLER, D. (2005): Thinking geographically: Space, theory, and contemporary human geography. Continuum, London.
- HUNTINGTON, S.P. (1993): The Clash of Civilizations? *Foreign Affairs*, 72 (3), 22–49.
- JAHNKE, J. (2010): Guerilla gardening anhand von Beispielen in Berlin, New York City und London. Humboldt-Univ. Berlin, Masterarbeit 2007. Der Andere Verlag, Tönning.
- JOHNSTON, R. (2000): Urban. In: JOHNSTON, R., GREGORY, D., PRATT, G., WATTS, M. (Hrsg.): The dictionary of human geography. Blackwell, Malden, Massachusetts⁴, 870–871.
- JONES, M. (2009): Phase space: geography, relational thinking, and beyond. *Progress in Human Geography*, 33 (4), 487–506.
- JOST, R. (2011): Tempelhofer Freiheit - Flughafen Tempelhof Berlin. Stadtwandel Verlag, Berlin.
- KASCHUBA, W. (2003): Einführung in die europäische Ethnologie. Beck, München².
- KNOX, P.L., MARSTON, S.A., GEBHARDT, H. (2001): Humangeographie. Spektrum, Heidelberg.
- KOLB, A. (1962): Die Geographie und die Kulturerdteile. In: LEIDLMAIR, A. (Hrsg.): Hermann von Wissmann-Festschrift, Tübingen, 42–49.
- LÄPPLE, D. (1992): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: HÄUSSERMANN, H., SIEBEL, W. (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Centaurus, Pfaffenweiler², 157–207.
- LINN, K. (1999): Reclaiming the Sacred Commons. *New Village*, 1, 42–49.
- LIPPUNER, R. (2005): Konstruktivismus in der Raumfalle. Vortrag. Neue Kulturgeographie II: Sprache & Zeichen - Macht & Raum, 2005, Münster. http://www.geographie.uni-jena.de/geogrmedia/Lehrst%C3%BChle/Sozialgeographie/Personal/Roland+Lippuner/Konstruktivismus_Raumfalle.pdf. Zuletzt geprüft am 14.04.2012.

- LOSSAU, J. (2007): 'Mind the gap': Bemerkungen zur gegenwärtigen Raumkonjunktur aus kulturgeographischer Sicht. In: GÜNZEL, S. (Hrsg.): *Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften*. Transcript, Bielefeld, 53–68.
- LOSSAU, J., LIPPUNER, R. (2004): Geographie und spatial turn. *Erdkunde*, 58 (3), 201–211.
- LÖW, M. (2001): *Raumsoziologie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- LUTZE, M. (Hrsg.) (1986): *Unsere historischen Gärten*. Umschau-Verlag, Frankfurt am Main.
- MADLENER, N. (2009): *Grüne Lernorte: Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Ergon, Würzburg.
- MASSEY, D. (1994a): A Global Sense of Place. In: MASSEY, D. (Hrsg.): *Space, Place and Gender*. University of Minnesota Press, Minneapolis.
- MASSEY, D. (2004): Geographies of Responsibility. *Geografiska Annaler*, 86 B (1), 5–18.
- MASSEY, D. (2005): *For space*. Sage, London.
- MASSEY, D. (2006): Keine Entlastung für das Lokale. In: BERKING, H. (Hrsg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Campus, Frankfurt am Main, 25–31.
- MASSEY, D. (2007): Politik und Raum/Zeit. Original Politics and Space/Time in *New Left Review*; Übersetzung Boris Michel. In: BELINA, B., MICHEL, B., WISSEN, M. (Hrsg.): *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography. Eine Zwischenbilanz*. Westfälisches Dampfboot, Münster, 111–132.
- MASSEY, D. (Hrsg.) (1994b): *Space, Place and Gender*. University of Minnesota Press, Minneapolis.
- MASSEY, D., THRIFT, N. (2003): The passion of place. In: JOHNSTON, R., WILLIAMS, M. (Hrsg.): *A century of British geography*. Oxford University Press, Oxford.
- MATTHÄI, I. (1989): "Grüne Inseln" in der Großstadt. Dissertation. Arbeit & Gesellschaft, Marburg.
- MEES, C. (2010): Community Cardens in New York City: Privat-gemeinschaftlich genutzte öffentliche Gärten für innerstädtischen Wohnraum im Freien. In: HENNECKE, S., GRÖNING, G. (Hrsg.): *Kunst - Garten - Kultur*. Reimer, Berlin, 197–219.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (2004): Unter dem Müll der Acker: Community gardens in New York City. U. Helmer, Königstein/Taunus.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (2005): Kürbisse von der Lower East Side – Zur sozialökonomischen Relevanz der New Yorker Community Gardens. http://www.breigarten.de/anlagen/kuerbisse_0508.pdf. Zuletzt geprüft am 22.02.2012.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (2011): Von Pflanzerkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. Zur Geschichte des Community Gardening in Berlin. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): *Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. Oekom, München², 319–332.
- MOSER, J. (2002): Gemeindeforschung in der Spätmoderne. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 98, 295–315.

- MÜLLER, C. (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde: Die internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. Oekom, München.
- MÜLLER, C. (2009): Die neuen Gärten in der Stadt. In: KAESTLE, T. (Hrsg.): Mind the Park. Planungsräume, Nutzersichten, Kunstvorfälle. Fruehwerk, Berlin, 84–89.
- MÜLLER, C. (2010): Raum schaffen für urbane Gärten: Die Neue Gartenbewegung und die kommunale Politik. *Alternative Kommunalpolitik*, 31 (2), 60–62.
- MÜLLER, C. (2011a): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Oekom, München², 22–53.
- MÜLLER, C. (2011b): Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie: Von Stadtpflanzen und Refugien des Selbermachens. *Politische Ökologie*, 124, 67–72.
- MÜNKER, S., ROESLER, A. (2000): Poststrukturalismus. Metzler, Stuttgart.
- NASSEHI, A. (2003): 'Zutritt verboten!' Über die politische Formierung privater Räume und die Politik des Unpolitischen. In: LAMNEK, S., TINNEFELD, M.-T. (Hrsg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Leske & Budrich, Opladen, 26–39.
- NISBET, R.A. (1953): The quest for community: A study in the ethics of order & freedom. Oxford University Press, Oxford.
- OSTROM, E. (1990): Governing the commons: The evolution of institutions for collective action. Cambridge Univ. Press, Cambridge.
- OSTROM, E. (1999): Revisiting the Commons: Local Lessons, Global Challenges. *Science*, 284 (5412), 278–282.
- PAECH, N. (2012): Befreiung vom Überfluss: Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. Oekom, München.
- PÖRTNER, R. (1986): Vorwort. In: LUTZE, M. (Hrsg.): Unsere historischen Gärten. Umschau-Verlag, Frankfurt am Main, 6–9.
- PRATT, G. (2000): Post-structuralism. In: JOHNSTON, R., GREGORY, D., PRATT, G., WATTS, M. (Hrsg.): The dictionary of human geography. Blackwell, Malden, Massachusetts⁴, 625–627.
- PRIES, L. (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt: Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- REDFIELD, R. (1956): The little community. The University of Chicago Press, Chicago.
- RONNEBERGER, K. (2006): Von der Regulation zur Moderation. In: HAYDN, F., TEMEL, R. (Hrsg.): Temporäre Räume. Konzepte zur Stadtnutzung. Birkhäuser, Basel, 49–57.
- ROSA, H., GERTENBACH, L., LAUX, H., STRECKER, D. (2010): Theorien der Gemeinschaft zur Einführung. Junius, Hamburg.
- ROSE, N. (1996): The death of the social? Re-figuring the territory of government. *Economy and Society*, 25 (3), 327–356.

- ROSKAMM, N. (2011): Die Utopie des Nichts: Zur Transformation des Tempelhofer Feldes in Berlin. *derivé* (42), 4–10.
- ROSOL, M. (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin: Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Dissertation. Mensch & Buch-Verlag, Berlin.
- ROSOL, M. (2010): Public Participation in Post-Fordist Urban Green Space Governance: The Case of Community Gardens in Berlin. *International Journal of Urban and Regional Research*, 34 (3), 548–563.
- ROSOL, M. (2011): Community Volunteering as Neoliberal Strategy? Green Space Production in Berlin. *Antipode*, 1–22.
- SAUSSURE, F. de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. de Gruyter, Berlin².
- SCHMELZKOPF, K. (1995): Urban community gardens as a contested space. *Geographical Review*, 85 (3), 364–380.
- SECOMB, L. (2000): Fractured Community. *Hypatia*, 15 (2), 133–150.
- SHINEW, K.J., GLOVER, T., PARRY, D.C. (2004): Leisure Spaces as Potential Sites for Interracial Interaction: Community Gardens in Urban Areas. *Journal of Leisure Research*, 36 (3), 336–355.
- SILK, J. (1999): Guest editorial: The dynamics of community, place, and identity. *Environment and Planning A*, 31 (1), 5–17.
- SMITH, C., KURTZ, H. (2003): Community gardens and politics of scale in New York City. *Geographical Review*, 93 (2), 193–212.
- SOUZA, M.L. de (2010): Which right to which city?: In defence of political-strategic clarity. *Interface*, 2 (1), 315–333.
- SOYEZ, D. (2003): Kulturlandschaftspflege: Wessen Kultur? Welche Landschaft? Was für eine Pflege? *Petermanns Geographische Mitteilungen*, 147 (2), 30–39.
- STAEHELI, L.A., MITCHELL, D., GIBSON, K. (2002): Conflicting rights to the city in New York's community gardens. *GeoJournal*, 58 (2/3), 197–205.
- STOCKER, L., BARNETT, K. (1998): The significance and praxis of community-based sustainability projects: Community gardens in western Australia. *Local Environment*, 3 (2), 179–189.
- TEMEL, R. (2006): Das Temporäre in der Stadt. In: HAYDN, F., TEMEL, R. (Hrsg.): Temporäre Räume. Konzepte zur Stadtnutzung. Birkhäuser, Basel, 59–67.
- TÖNNIES, F. (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Fues, Leipzig.
- TRUNZ, H. (2008): Tempelhof: Flughafen im Herzen Berlins. GeraMond, München.
- TURNER, B. (2011): Embodied connections: sustainability, food systems and community gardens. *Local Environment*, 16 (6), 509–522.

- VERK, S. (1994): Laubenleben: Eine Untersuchung zum Gestaltungs-, Gemeinschafts- und Umweltverhalten von Kleingärtnern. Waxmann, Münster, New York.
- WARF, B., ARIAS, S. (2009): The spatial turn: Interdisciplinary perspectives. Routledge, London.
- WARNECKE, P. (2001): Laube, Liebe, Hoffnung: Kleingartengeschichte. Wächter, Berlin.
- WEBER, M. (1985): Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie. Mohr, Tübingen⁵.
- WERLEN, B. (2010a): Gesellschaftliche Räumlichkeit I: Orte der Geographie. Steiner, Stuttgart.
- WERLEN, B. (2010b): Raus aus dem Container: Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial)Raumdiskussion. In: WERLEN, B. (Hrsg.): Gesellschaftliche Räumlichkeit II. Die Konstruktion geographischer Wirklichkeiten. Steiner, Stuttgart.
- WERNER, K. (2011): Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Oekom, München².
- ZELINSKY, W. (1973): The cultural geography of the United States. Prentice Hall, Englewood Cliffs, N.J.

Zeitungsartikel, Beiträge und Internetquellen

- 3sat Kulturzeit (2012): Urban Gardening - Das Gärtnern in Großstädten als Trend. Sendung vom 26. Juni. <http://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/163319/index.html>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.
- Allmende Kontor (2010): Vernetzung für Gemeinschaftsgärten und urbane Landwirtschaft in Berlin. http://www.urbanacker.net/index.php?option=com_content&view=article&id=284:berliner-allmende-kontor-&catid=17:projekte&Itemid=3. Zuletzt geprüft am 05.12.2011.
- Berlin.de (2010): Flughafen Tempelhof und Tempelhofer Feld. http://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/derbezirk/wissenswertes/flughafen_tempelhof.html. Zuletzt geprüft am 14.12.2011.
- Berliner Morgenpost (2008): Der Flughafen Tempelhof ist Geschichte. Erschienen am 31. Oktober. http://www.morgenpost.de/berlin/article968008/Der_Flughafen_Tempelhof_ist_Geschichte.html. Zuletzt geprüft am 16.12.2011.
- Berliner Morgenpost (2011): Gärtnern liegt im Trend: Ackern auf dem Tempelhofer Feld. Erschienen am 25. August. <http://www.morgenpost.de/printarchiv/berlin/article1743655/Ackern-auf-dem-Tempelhofer-Feld.html>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.
- Bundesministerium der Justiz (2012): Bundeskleingartengesetz. <http://www.gesetze-im-internet.de/bkleingg/>. Zuletzt geprüft am 05.04.2012.

Der Tagesspiegel (2007): Konsensbeschluss zur Tempelhof-Schließung. Erschienen am 18. Juni.
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/verkehr/konsensbeschluss-zur-tempelhof-schliessung/876062.html>. Zuletzt geprüft am 15.12.2011.

Der Tagesspiegel (2008): Kraftakt Volksentscheid. Erschienen am 31. Januar.
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/landespolitik/kraftakt-volksentscheid/1154144.html>. Zuletzt geprüft am 15.12.2011.

Der Tagesspiegel (2010): Tempelhofer Feld: Dem Wiesenglück so nah. Erschienen am 25. April.
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/tempelhofer-feld-dem-wiesenglueck-so-nah/1808160.html>.
 Zuletzt geprüft am 04.07.2012.

Der Tagesspiegel (2011): Berliner Parks: "Kollege, guckst du nach Beet, ja?!". Erschienen am 26. September.
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/berliner-parks-kollege-guckst-du-nach-beet-ja/4661974.html>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.

Der Tagesspiegel (2012): Alle wollen buddeln. Erschienen am 07. Juli.
<http://www.tagesspiegel.de/zeitung/alle-wollen-buddeln/6845616.html>. Zuletzt geprüft am 09.07.2012.

Deutschlandfunk (2011): Urbane Landwirtschaft: Wenn aus innerstädtischen Brachflächen "Community Gardens" werden. Erschienen am 26. Mai.
<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/studiozeit-ks/1465514/>. Zuletzt geprüft am 01.02.2012.

Die Zeit (2012a): Gartengestaltung: Das Glück ist grün. Erschienen am 29. Mai.
<http://www.zeit.de/2012/22/Garten/>. Zuletzt geprüft am 06.07.2012.

Die Zeit (2012b): Wildes Grün. Erschienen am 28. Oktober. <http://www.zeit.de/2010/44/GL-Stadtentwicklung>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.

DRadio Wissen (2011): "Urban Gardeners" erobern die Städte: Interview mit der Autorin des Buches "Urban Gardening", Christa Müller. Erschienen am 18. August. http://wissen.dradio.de/gaerten-urban-gardeners-erobern-die-staedte.39.de.html?dram:article_id=11859. Zuletzt geprüft am 25.08.2011.

Frankfurter Allgemeine Zeitung (2011): Der Stadtbewohner als Ackerbürger. Erschienen am 04. Mai.
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/christa-mueller-hrsg-urban-gardening-der-stadtbewohner-als-ackerbuerger-1643061.html>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2009): Der Ort, an dem Ideen lebendig werden. Hallo Tempelhof!: Berliner Bewerbungsbroschüre für die IGA 2017.
http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/iga_berlin_2017/downloads/broschüre/IGA_Broschuere_gesamt.pdf. Zuletzt geprüft am 29.03.2012.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2010a): Das bunte Grün: Kleingärten in Berlin.
<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere.pdf>. Zuletzt geprüft am 23.01.2012.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2010b): Parklandschaft Tempelhof: Offener landschaftsplanerischer Wettbewerb mit anschließendem Verhandlungsverfahren.
http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/ergebnisse/2010/parklandschaft_tempelhof/ausschreibungstext.pdf. Zuletzt geprüft am 09.04.2012.

Spiegel Online (2010): Urban Farming: Grüner wird's nicht. Erschienen am 07. Juni.
<http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/urban-farming-gruener-wird-s-nicht-a-697158.html>.
 Zuletzt geprüft am 02.07.2012.

Spiegel Online (2011): Blumenkrieger im Großstadtdschungel. Erschienen am 01. September.
http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/23404/blumenkrieger_im_grossstadtdschungel.html. Zuletzt geprüft am 16.12.2011.

Stiftung Interkultur (2011): Gärten im Überblick. <http://www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick>. Zuletzt geprüft am 06.12.2011.

Süddeutsche Zeitung (2009): Flughafen-Besetzung scheitert - Krawalle. Erschienen am 21. Juni.
<http://www.sueddeutsche.de/panorama/berlin-tempelhof-flughafen-besetzung-scheitert-krawalle-1.115837>. Zuletzt geprüft am 15.12.2011.

Süddeutsche Zeitung (2011): Eine andere Welt ist pflanzbar. Erschienen am 22. Oktober.
http://www.stiftung-interkultur.de/images/stories/interkultur/dokumente_nicht_im_dm/medienecho/Sddeutsche_Zeitung_22_10_2011.pdf.

Süddeutsche Zeitung Magazin (2012): Es grünt so grün. Erschienen am 05. April. <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/37255>. Zuletzt geprüft am 30.06.2012.

taz - Die Tageszeitung (2010): Zwangsarbeiter in Tempelhof: Die fast vergessene Geschichte. Erschienen am 17. Juni. <http://www.taz.de/!54154/>. Zuletzt geprüft am 28.03.2012.

taz - Die Tageszeitung (2012): Pioniere der urbanen Landwirtschaft: Gartenzwerge im Dialog mit der Stadt. Erschienen am 06. Februar. <http://www.taz.de/!87109/>. Zuletzt geprüft am 02.07.2012.

Tempelhof Projekt GmbH (2010): Zwischen- und Pioniernutzer der Tempelhofer Freiheit.
http://www.tempelhoferfreiheit.de/fileadmin/user_upload/Mitgestalten/Pioniere_der_Tempelhofer_Freiheit_Broschuere_Stand_Dezember_2010.pdf. Zuletzt geprüft am 14.12.2011.

Tempelhofer Freiheit (2011a): Die Geschichte im Überblick. Offizielle Webseite im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. <http://www.tempelhoferfreiheit.de/nc/ueber-die-tempelhofer-freiheit/geschichte/chronik/?page=3>. Zuletzt geprüft am 14.12.2011.

Tempelhofer Freiheit (2011b): "Ein Labor für Zwischennutzungen". Offizielle Webseite im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/>.

Zuletzt geprüft am 14.12.2011.

Tempelhofer Freiheit (2012a): Aufgaben. <http://www.tempelhoferfreiheit.de/ueber-die-tempelhofer-freiheit/projektbeteiligte/tempelhof-projekt-gmbh/aufgaben/>. Zuletzt geprüft am 29.03.2012.

Tempelhofer Freiheit (2012b): Flughafen Tempelhof im Wandel - Freiraum für die Stadt von morgen. <http://www.tempelhoferfreiheit.de/startseite/>. Zuletzt geprüft am 29.03.2012.

Tempelhofer Freiheit (2012c): Wie werde ich Pionier? <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/pionierv erfahren/>. Zuletzt geprüft am 29.03.2012.

ZDF-Nachtstudio (2012): Urban Gardening - die grüne Zukunft der Städte? Sendung vom 22. April. <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/beitrag/video/1625482/nachtstudio-vom-22.-April-2012#/beitrag/video/1625482/nachtstudio-vom-22.-April-2012>.

7.2 Abbildungen

Die Karte „Planwerk Innere Stadt Berlin“ zeigt den vom S-Bahn Ring eingeschlossenen inneren Stadtbereich Berlins. Das Tempelhofer Feld befindet sich in der unteren Mitte der Karte und ist umschlossen von dichter Wohnbebauung.

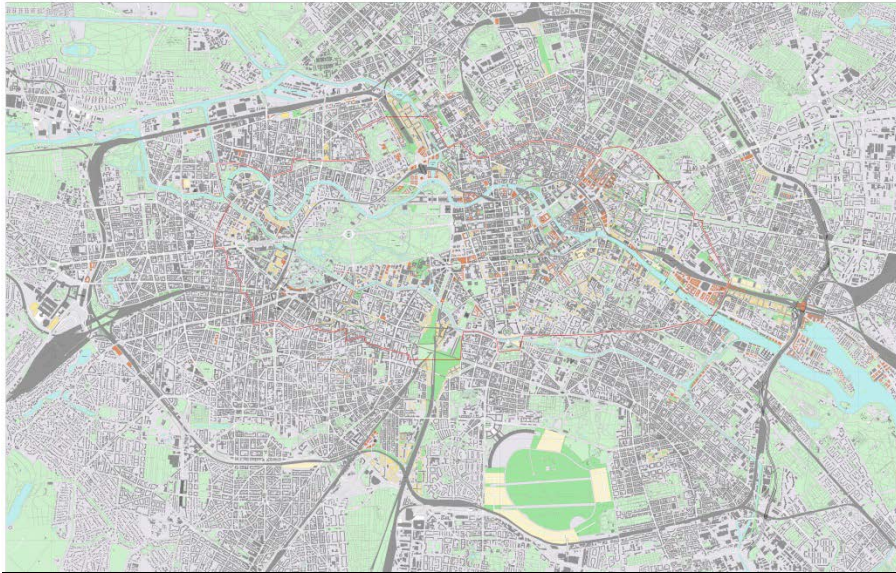


Abbildung 1 (Quelle: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/pix/innere_stadt/planwerk_innere_stadt_2010.jpg)

Der Blick von Nord-Osten auf den Gemeinschaftsgarten Allmende Kontor mit dem sich dahinter erstreckenden Tempelhofer Feld.



Abbildung 2 (eigenes Foto)

Der gemeinschaftlich genutzte Wassertank mit Schloss, dessen Geheimzahl alle Gärtner kennen.



Abbildung 3 (eigenes Foto)

Eine von vielen an ein Beet angeschlossene Bank.

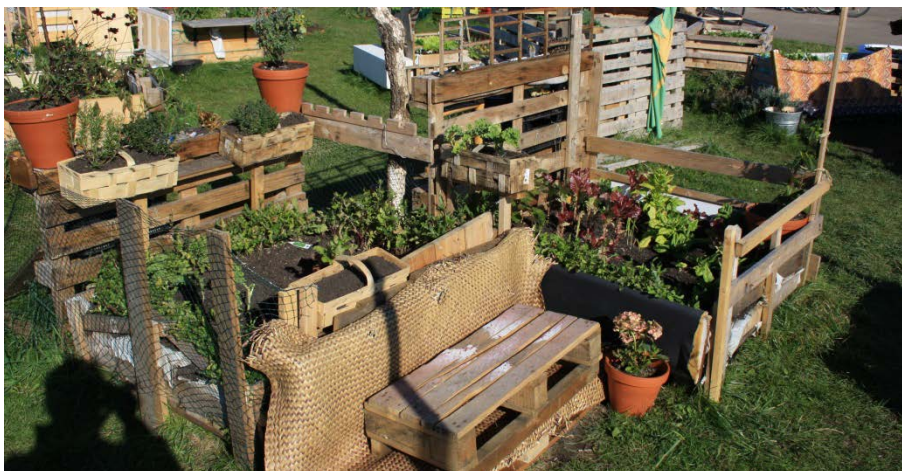


Abbildung 4 (eigenes Foto)



Abbildung 5 (eigenes Foto)

Ein Beet mit einem Dach aus Schallplatten.



Abbildung 6 (eigenes Foto)

Ein alter Autoreifen, mit Folie ausgelegt, wird zum Fischteich umgenutzt.



Abbildung 7 (eigenes Foto)

Ein Spielzeugzelt wird als Gewächshaus genutzt.



Abbildung 8 (eigenes Foto)

Eine auf der Straße gefundene Tür dient als gestalterisches Element. Auf dem Schild steht „Heaven is right here“.



Abbildung 9 (eigenes Foto)

Die ersten Beete in der Mitte des Gartens sind klein und zumeist aus Naturholz gebaut.



Abbildung 10 (eigenes Foto)

Auch dieses Beet weist eine andere Ästhetik auf als die Beete aus Spanplatten.



Abbildung 11 (eigenes Foto)

Eines der größeren Beete am Rand des Gartens. Es besteht aus Spanplatten und weist weniger gestalterische Besonderheiten auf. Die pragmatische Nutzung überwiegt.



Abbildung 12 (eigenes Foto)

Upcycling mit einem alten Kinderpuppenwagen.



Abbildung 13 (eigenes Foto)

Ein weiteres Beispiel für *upcycling*. Gebrauchte Milchtüten werden als Blumentöpfe genutzt.



Abbildung 14 (eigenes Foto)

Dieses Beet stellt eine Ausnahme im Garten dar, da eine mit einem Schloss versehene Tür den Innenraum absperrt und den privaten Raum signalisiert. Die meisten anderen Beete haben keinerlei privaten Unterstellraum.



Abbildung 15 (eigenes Foto)

Ein Schild der Initiatoren, an einem zentralen Platz im Garten aufgehängt, das darauf hinweist: „Bitte keine neuen Beete bauen!“



Abbildung 16 (eigenes Foto)

Ein Schild der Initiatoren, das Beeterweiterungen regeln soll.



Abbildung 17 (eigenes Foto)

Ein von der Senatsverwaltung aufgestelltes Metallschild, das die vier Pionierprojekte an der Oderstraße vorstellt. Oben rechts ist das Logo der Tempelhofer Freiheit zu sehen.



Abbildung 18 (eigenes Foto)

Das Schild, das direkt vor dem Allmende Kontor steht.



Abbildung 19 (eigenes Foto)

Ein Banner der Initiatoren mit dem Namen des Projekts.



Abbildung 20 (eigenes Foto)